



Von den Karawanten bis Kreta

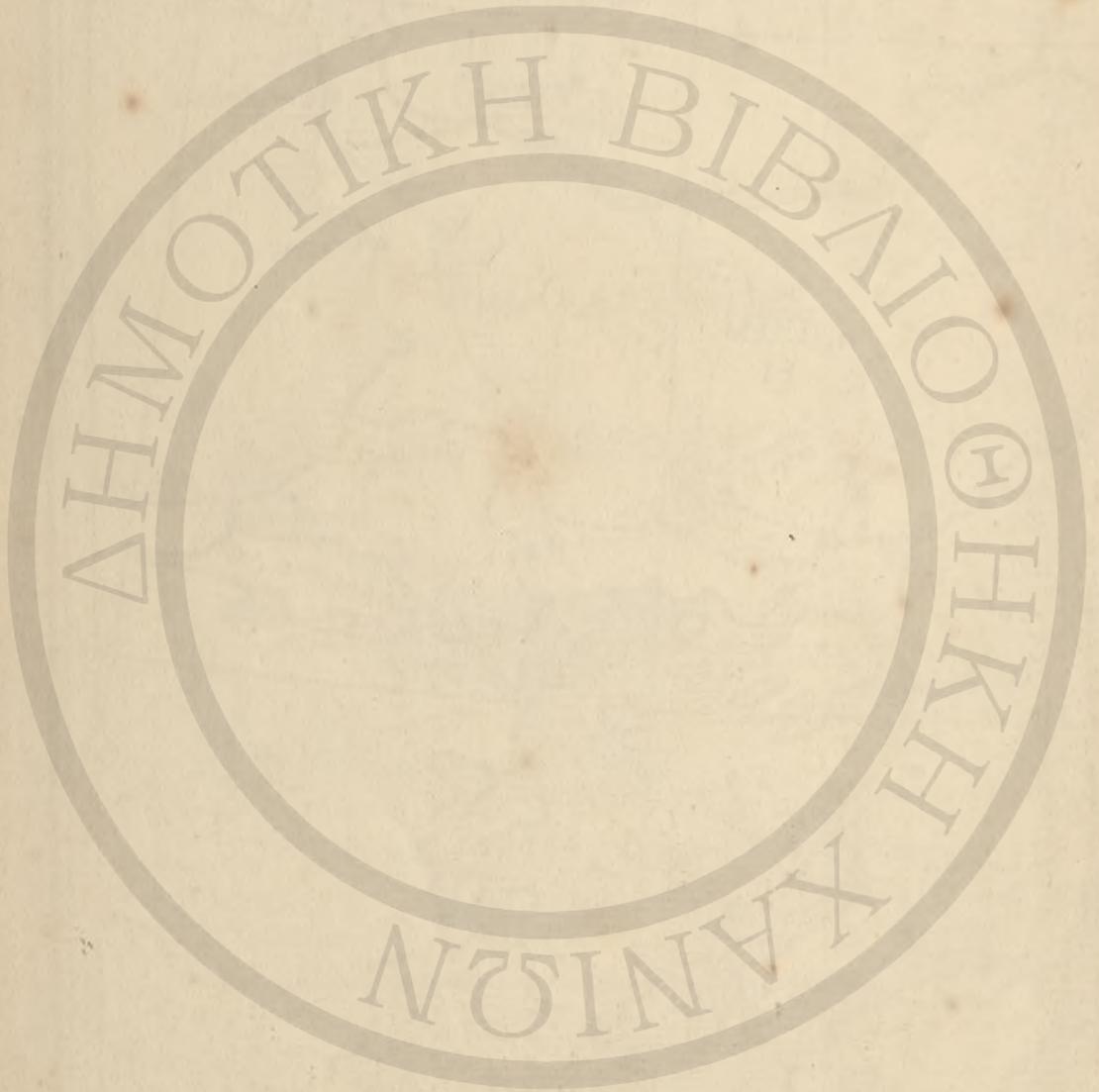


ULI HUBER



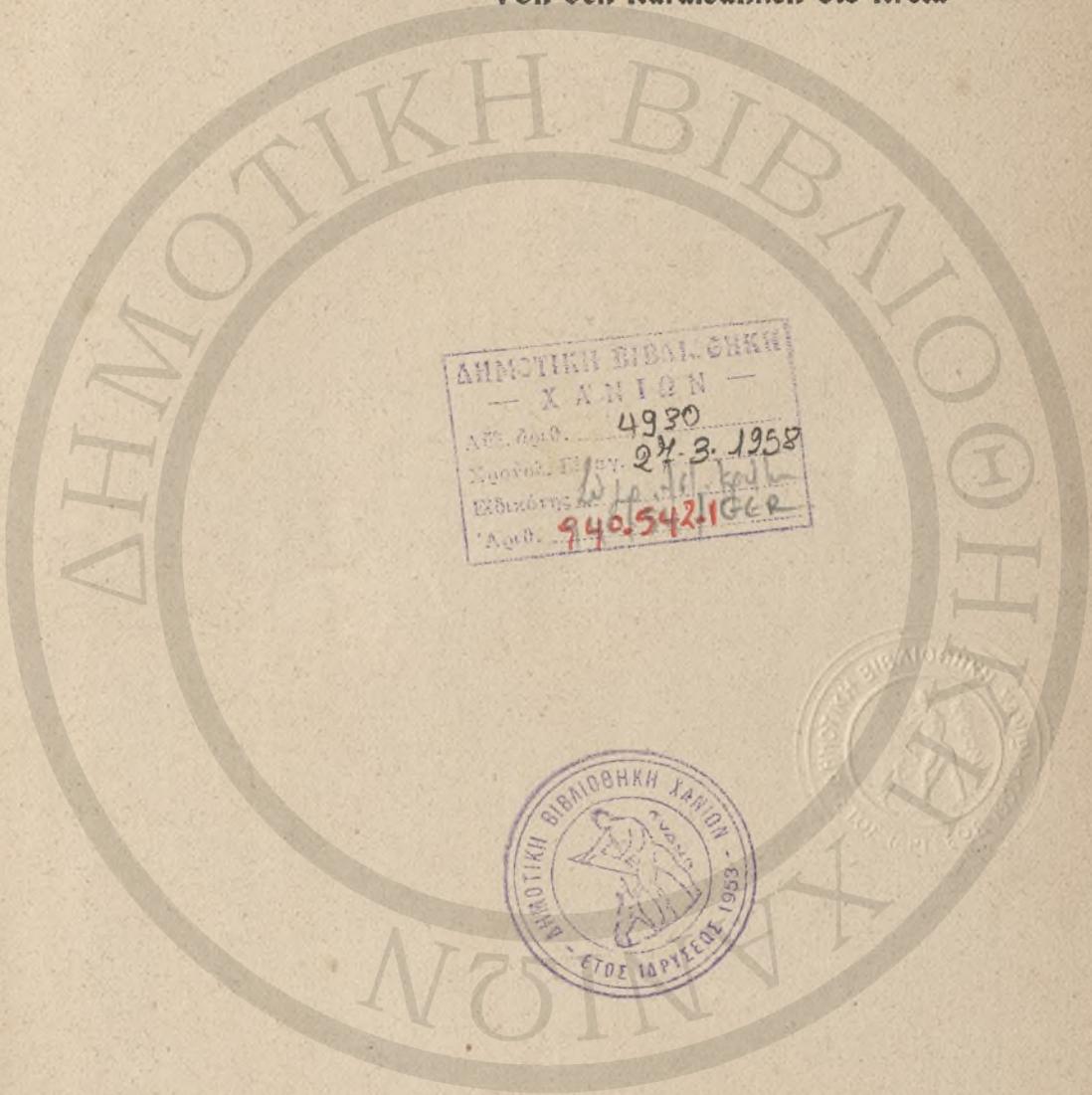
DER SCHAUPLATZ
DES BALKAN-FELDZUGS

M. L. G.



Von den Karawanken bis Kreta

ΔΗΜΟΤΙΚΗ ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
— ΧΑΝΙΩΝ —
Αρ. βιβλ. 4930
Ημερ. Π. 27.3.1958
ΕΒΒ: 10000
Αρ. 940.542.1 GER



Von den Karawanken bis Kreta

διὰ τὴν Καππαδοκίαν ἕως τῆς Κρήνης

BERICHTE UND BILDER

Ἐκδόσεις ἑταροφιλίας

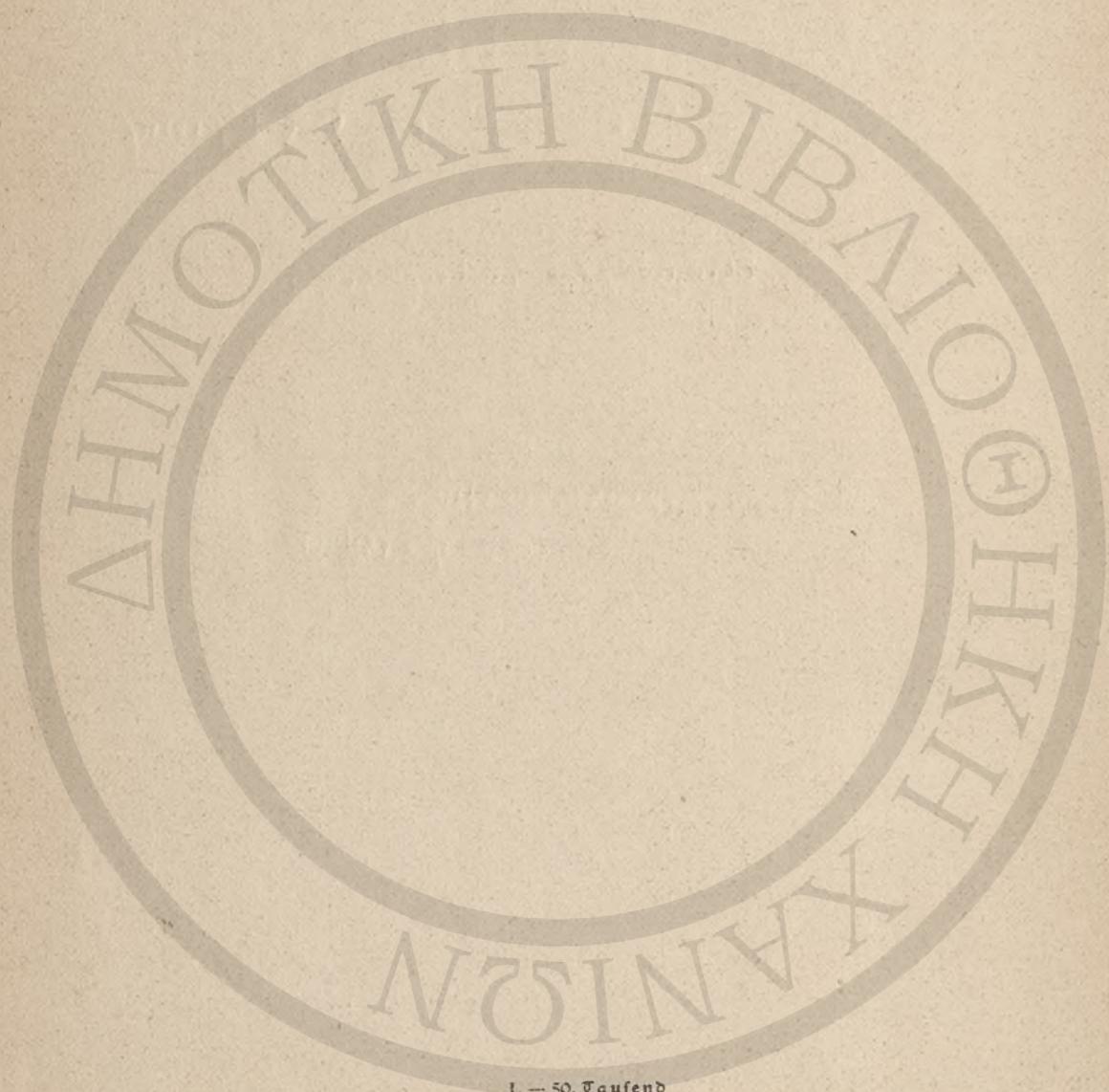
Herausgegeben vom

Ἐπιτελεῖται
OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

Ὁμοσπονδία Ἑλλήνων

τῆς ἑταροφιλίας





1. — 50. Tausend

Copyright 1941 by Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Undermann, Berlin W 35
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany. Eisnerdruck Berlin

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung.....	7
Kriegschronik.....	15
Erlebnissberichte	
Deutsche Panzer rollen über die Donau.....	35
Flieger beim Zerschlagen einer Wehrmacht.....	37
Griechische Bunker im Feuerhagel.....	39
Die 6. Kompanie nimmt die Eisenbahnbrücke.....	42
In Feindesland hinein!.....	44
Aufmarsch gegen Griechenland.....	47
Stuka-Angriff im Morgengrauen.....	49
Der Hellas-Berg wird erstürmt.....	52
In drei Stunden zehn Bunker genommen.....	55
Wie die Metaxas-Linie durchbrochen wurde.....	57
Eine Armee wadet durch Schlamm.....	60
Sturzkampfflieger über dem Athener Hafen.....	62
Der eiserne Keil der Panzerwaffe.....	64
Auf Fahrt in der Ägäis.....	67
In fünf Tagen Auftrag erfüllt.....	69
Wo ist die Panzerdivision?.....	71
Zusarenstück einer Radfahrerschwadron.....	73
Hinter dem fliehenden Tommy her.....	76
Flaggenhissung auf dem Olymp.....	79
Die Einnahme von Larissa.....	81
Deutsche Heerfahrt nach der Insel Samothraki.....	84
Schiffe ohne Flagge.....	87
Der Panzervorstoß nach Athen.....	90
Kriegsmarine besetzt die Insel Skiathos.....	96
Der Einsatz der Fallschirmtruppen am Isthmus von Korinth... ..	98
Nach der Einnahme von Kalamata.....	102
Mit den Fallschirmjägern nach Kreta.....	105
Stukas vor Kreta gegen Britenkreuzer.....	109
Gewaltmarsch der Gebirgsjäger auf Kreta.....	111
Sturm auf Chanea.....	113
Wie Panzer nach Kreta gebracht wurden.....	116
Stukas gegen die Zitadelle von Candia.....	119
Fallschirmjäger auf Kreta.....	122
Wie Ostkreta genommen wurde.....	125

Einleitung

Dem deutschen Volk ist bewusst, daß auch der Balkanfeldzug letzten Endes ein Feldzug gegen England war, von England provoziert, in erster Linie gegen England geführt, und von England verloren.

Schon die Geographie, von der Napoleon behauptete, daß sie die Geschichte mache, sagt aus, daß Deutschland, als ein dem Balkan benachbarter Großraum, eine Befriedung und politische Selbständigkeit des Südostens wünschen muß, denn es ist daran interessiert, daß an seinen Grenzen Ruhe herrscht. Andererseits widerspräche eine Schwächung oder gar Vernichtung Deutschlands dem Interesse der Südostländer, denn sie gehören einem naturgegebenen Großwirtschaftsraum an, der sich von der Nord- und Ostsee bis über die Donauländer und den Balkan erstreckt, und dessen Wirtschaftsfaktoren sich gegenseitig so gut ergänzen, als seien sie aufeinander abgestimmt. Zwischen Großdeutschland und dem Südostraum besteht ein Wirtschaftsgefälle nach beiden Seiten, insofern Deutschland imstande ist, die landwirtschaftliche Produktion des Südostens aufzunehmen und dafür dessen Importbedürfnisse zu befriedigen. Von dieser Tatsache ging die deutsche Wirtschaftspolitik aus, als sie, vornehmlich seit 1933, mit Hilfe eines Verrechnungssystems den Wirtschaftsverkehr mit den Südostländern konsequent entwickelte, sodaß deren Ausfuhr nach Deutschland sich in der Zeit von 1929 bis 1938 insgesamt von 19,9 auf 39,7 Prozent erhöhte, das heißt deren Anteil an der Gesamtausfuhr sich verdoppelte. Ungefähr das gleiche gilt von der Einfuhr.

So entsprach es einer natürlichen Interessengemeinschaft, als die deutsche Außenpolitik es im Rahmen ihres Programms einer Konsolidierung Europas unternahm, freundschaftliche Beziehungen zu sämtlichen Balkanländern zu pflegen. Wie ernst es ihr damit war, zeigt ihr Verhalten gegenüber Jugoslawien. Hier hatte Deutschland es mit einem Weltkriegsgegner zu tun und zudem mit einem Staatengebilde, das, geschaffen durch die Friedensschlüsse von St. Germain (mit Österreich-Ungarn) und Neuilly (mit Bulgarien), ein typisches Produkt des Geistes von Versailles und ein wesentlicher Bestandteil des Versailler Systems war, dessen Zerstörung das Dritte Reich sich zum Ziel gesetzt hatte. Dennoch, ja selbst trotz des neutralitätswidrigen Verhaltens Jugoslawiens während des Krieges und trotz der Verfolgung deutschen Volkstums war Deutschland unentwegt bestrebt, zu einer Verständigung zu kommen. Diese Bemühungen schienen endlich von Erfolg gekrönt, als am 25. März 1941 in Wien der Eintritt Jugoslawiens in den Dreierpakt voll-

zogen wurde. Die Wiener Abmachungen enthielten die Anerkennung der Souveränität des jugoslawischen Staates seitens der Partner des Dreimächtepakts; die Zusicherung der Achsenmächte, daß ein Durchmarsch oder Durchtransport von Truppen sowie irgendeine militärische Hilfeleistung während dieses Krieges von Jugoslawien nicht verlangt werden würde; endlich die Zusicherung, daß im Rahmen der Neuordnung Europas Jugoslawien einen Ausgang zum Ägäischen Meer erhalten würde, der — Griechenland war inzwischen eindeutig an die Seite Englands getreten — die jugoslawische Souveränität in Stadt und Hafen Saloniki umfassen sollte.

Es ist danach nicht mehr als Ausdruck einer wie immer orientierten Politik, sondern nur als — freilich von England wie den Vereinigten Staaten genährte — Tollheit zu werten, wenn der Wiener Vertrag innerhalb weniger Tage durch einen Staatsstreich unter Führung des Generals Simowitsch zunichte gemacht wurde und Jugoslawien offen in das Lager der Gegner Deutschlands überging.

Anders lagen die Verhältnisse im Falle Griechenlands.

Hier wie dort gilt, daß Deutschland bestrebt war, die militärische Auseinandersetzung zwischen den Kriegführenden Staaten auf diese selbst zu beschränken und insbesondere ihre Ausdehnung auf die Balkanhalbinsel zu vermeiden. Aber im Unterschied zu Jugoslawien bestehen keine Gegensätze oder auch nur Reibungsmöglichkeiten zwischen dem deutschen und dem griechischen Volk. Vielmehr fühlt sich der Deutsche Griechenland durch Beziehungen verbunden, deren Wurzeln bis zu den Quellen seines geistigen Daseins hinabreichen. In ihm verehrt er die Geburtsstätte des Bewußtseins menschlicher Schönheit und Würde, und nirgends wurde dieses Land mit größerer Inbrunst als auf deutschem Boden „mit der Seele gesucht“. Einen Deutschen, Schliemann, hat der Glaube an Homer befähigt, Troja auszugraben. Ein Deutscher, Ernst Curtius, hat in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Olympia freigelegt, Schauplatz der nationalen Festspiele des alten Hellas und ehrwürdige Stätte seines Zeuskultes. Deutsche Jugend strömte in Scharen zu den Fahnen, um an dem Befreiungskampf Griechenlands vom türkischen Joch (1821) teilzunehmen. Und ein Deutscher — Otto von Bayern, der Sohn des philhellenischen Bayernkönigs Ludwig — übernahm als erster die undankbare Aufgabe, dem befreiten, aber unter der Eifersucht der Schutzmächte, namentlich Englands und Russlands, und dem Parteitreiben im Innern leidenden Lande König zu sein. Die Erfahrung der deutschen Truppe hat gezeigt, daß die Sympathien, die der Deutsche den Griechen entgegenbringt, von der griechischen Bevölkerung spontan erwidert werden. Das eigene Interesse Griechenlands hätte sich also bei Einhaltung einer strikten Neutralität mit der Volksstimmung in Übereinstimmung befunden.

Nach dem Willen Deutschlands wäre so dem Balkan der Frieden erhalten geblieben. Die Westmächte, die mit allen Mitteln um einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Politik Jugoslawiens und Griechenlands bemüht waren, wirkten dem entgegen.

Es ist ein geschichtlicher Erfahrungsgrundsatz, daß die nicht unmittelbar an der politischen Gesundung und wirtschaftlichen Zusammenfassung des Südostens interessierten Großmächte, vor allem Rußland und Frankreich, von jeher bestrebt waren, die Unruhe in Südosteuropa zur Beunruhigung der großen unmittelbaren Nachbarn zu einem Dauerzustand zu machen. Wie sehr England seinerseits zur Stützung seiner Mittelmeerposition an einem Einfluß auf Griechenland gelegen ist, zeigt die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Schon auf dem Wiener Kongreß (1815) beanspruchte und erhielt es das Protektorat über den Freistaat der Sieben Ionischen Inseln, deren Anschluß an das Königreich Griechenland es späterhin untersagte. Dem Wittelsbacher auf dem griechischen Königsthron machte es das Leben schwer, bis er (1862) vor einer von England angezettelten Verschwörung das Land verlassen mußte. England setzte durch, daß zum Nachfolger Prinz Wilhelm von Dänemark gewählt wurde, ein Schwager des Prinzen von Wales, des späteren Königs Eduard VII. Er regierte als König Georg I. (1863—1913). Er, dessen England sicher zu sein glaubte, durfte seinem Königreich als Morgengabe den Freistaat der Ionischen Inseln mitbringen. Sein mit der Prinzessin Sophie von Preußen verheirateter Sohn Konstantin I. aber wurde das Opfer des Versuchs, im Weltkrieg die Neutralität seines Landes aufrechtzuerhalten.

Damals wie heute lag die Schaffung eines Balkankriegschauplatzes im Plan der Alliierten. Der Unterschied aber lag darin, daß König Konstantin Griechenland aus dem Kriege herauszuhalten wünschte, während sein Sohn Georg II., auf den die in England verbrachten Jahre des Exils nicht ohne Einfluß geblieben waren, den englischen Wünschen ein williges Ohr lieh.

Der Widerstand Konstantins verschaffte der Welt das unschöne, aber gerade heute denkwürdige Schauspiel einer allmählichen Erdrosselung der griechischen Unabhängigkeit. Nach dem Scheitern des Gallipoli-Unternehmens setzten sich gegen den Willen des Königs und der großen Mehrheit des griechischen Volks Franzosen und Engländer im Oktober 1915 in Saloniki fest, wobei sie die Unterstützung eines ehrgeizigen Kreters, des früheren Ministerpräsidenten Venizelos, fanden, den der König zum Rücktritt gezwungen hatte, als er bei Kriegsausbruch das sofortige Kriegsbündnis mit Serbien forderte. Januar 1916 bemächtigten sich die Alliierten der Insel Korfu, im Februar des Ankerplatzes auf der Insel Kephallonia. Im Juni des gleichen Jahres besetzten sie Thasos. Im gleichen Monat werden die griechischen Küsten blockiert, womit der griechische Handel lahmgelegt ist. Zudem erhalten die griechischen Schiffe

keine englischen Kohlen mehr. Eine englisch-französische Flotte erscheint im Piräus. Unter diesem Druck wird ein Ultimatum an Griechenland gerichtet: Meer und Flotte sollen abgerüstet, ein den Verbündeten geneigtes Ministerium berufen, die Kammer aufgelöst und neu gewählt, die den Engländern und Franzosen feindlichen Polizeibeamten abgesetzt, das Post- und Telegraphenwesen von den Verbündeten kontrolliert werden. Der König muß sich fügen, um die angedrohte Landung der Engländer zu verhindern. Er erreicht dadurch nur einen kurzen Aufschub. Die Erpressung wird konsequent fortgesetzt.

August-September 1916 kommt es zum Aufruhr in Saloniki und zur Revolution auf Kreta und Korfu. Venizelos tritt an die Spitze der Insel Kreta, später auch an die einer „vorläufigen Regierung“ in Saloniki.

Am 13. September ergibt sich der größere Teil des in Thessalien stehenden 4. griechischen Korps den Deutschen, um nicht die Sache ihres Königs verlassen zu müssen, und wird nach Görlitz gebracht. Der Rest und das 3. Korps müssen später auf dem Peloponnes einquartiert werden. Im Oktober stellen die Alliierten ein neues Ultimatum: die griechische Flotte muß dem Vierverband ausgeliefert werden, ebenso die Befestigungen des Piräus und die Eisenbahn Piräus—Larissa. Darauf wird die Kontrolle über die Polizei gefordert. Damit nicht genug, wird ein allgemeines Verbot des Waffentragens erzwungen. Schon im November präsentieren die Alliierten ein neues Ultimatum: die Gesandten der Mittelmächte sollen Athen verlassen. Sie gehen nach Kawala. Bald darauf verlangt ein abermaliges Ultimatum die Auslieferung der Artillerie. Es wird abgelehnt. Daraufhin erfolgt die Landung englisch-französischer Truppen in Athen. Am 1. Dezember kommt es unter Mitwirkung der Kriegsschiffe zu heftigen Kämpfen mit griechischen Abteilungen, jedoch ziehen sich die gelandeten Truppen nach Abschluß eines Waffenstillstands wieder aus Athen zurück. Am 31. Dezember aber fordert eine neue Note die Überführung aller Mannschaften, einschließlich der Geschütze und Munition, nach dem Peloponnes und verlangt die Anerkennung des Aufsichtsrechts der Entente über Griechenland. Am 1. Juni 1917 fordern diese „Schutzmächte“ — denen das an allen Gliedern gefesselte Land nunmehr wehrlos ausgeliefert war — die Abdankung des Königs Konstantin, der zugunsten seines zweiten Sohnes, des Prinzen Alexander, auf den Thron verzichtet. Seine Anhänger werden ausgewiesen oder unter Aufsicht gestellt.

Die Skrupellosigkeit der Entente gegenüber Griechenland trug ihre Früchte, als im September 1918 die bulgarische Front von Süden her aufgerollt, Serbien und Albanien besetzt wurden. Es rächte sich, daß Deutschland — nicht zuletzt mit Rücksicht auf den mit dem deutschen Kaiser verwandten König Konstantin — den rechtzeitigen Zugriff auf Saloniki unterlassen hatte.

Es ist danach nicht verwunderlich, daß der Gedanke einer Balkanfront im gegenwärtigen Kriege von Anfang an für die Alliierten, und nach dem Auscheiden Frankreichs für England viel Verführerisches hatte.

Schon am 9. September 1939 äußerte General Weygand als Oberbefehlshaber der französischen Levantetruppen in einem Schreiben an den Oberbefehlshaber des französischen Seeres, General Gamelin, falls die politische Lage gegenüber Italien eine sofortige Festsetzung alliierter Truppen in Saloniki nicht gestatte, könne doch von Griechenland verlangt werden, „eine sehr weitgehende Vorbereitung dieser Besetzung zuzulassen“. Eine Aufzeichnung Weygands vom 9. Dezember 1939 besagt: „Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge kann in Europa nur der Balkankriegsschauplatz die Möglichkeit günstiger Ereignisse bieten, sei es durch die Zermürbung, die die Eröffnung einer neuen Front für den Gegner bedeuten würde, sei es durch einen erfolgreichen Umgehungsangriff auf seine lebenswichtigen Punkte.“

Diese Absichten der Alliierten fanden bei der griechischen Regierung Gegenliebe. In einer Aufzeichnung des Unterdirektors der Europa-Abteilung des französischen Außenministeriums vom 20. September 1939 heißt es: „Die griechische Regierung führt eine Neutralitätspolitik durch, die amtlich äußerst strikt, im geheimen jedoch in der Richtung auf eine etwaige französisch-englische Zusammenarbeit ausgerichtet ist. Ein griechischer Generalstabsoffizier ist nach Ankara geschickt worden, um mit General Weygand in Fühlung zu treten und an der Ausarbeitung gewisser Pläne auf eine gemeinsame Aktion teilzunehmen.“ Nach einer Aufzeichnung Gamelins vom 6. März 1940 hielt Frankreich es „für wünschenswert und möglich“, im Inneren des Balkans eine „ungeheure Abnutzungsfront“ zu bilden. Diese Absichten wurden durch den Feldzug im Westen vereitelt. Von England aber wurde der Plan nicht aus den Augen verloren, dem deutschen Drachen — nach den Worten des britischen Staatssekretärs für Indien, Amery (Rede vom 1. Dezember 1940) — „einen Todesstoß zu versetzen, nicht gegen den Schuppenpanzer der Siegfriedlinie, sondern gegen seine weiche Unterseite“. Die Ausführung verzögerte sich durch den Ausfall der französischen Levantearmee und die mangelnde Bereitschaft Großbritanniens, dessen außerhalb der Heimatinsel verfügbaren Streitkräfte weitgehend in Afrika gebunden waren. So beschränkte man sich zunächst darauf, Griechenland, das seit dem 28. Oktober 1940 mit Italien im Kampf lag, durch Luftstreitkräfte zu unterstützen. Anfang März 1941 befanden sich 180 bis 200 britische Flugzeuge und etwa 8000 bis 10 000 Mann an Boden- und technischem Personal sowie Flak auf griechischem Boden. Im März aber setzten in beschleunigtem Tempo britische Truppenlandungen in Griechenland ein. Diesmal ließ der deutsche Gegenzug nicht auf sich warten.

Als die deutschen Streitkräfte auf dem Balkan am 6. April 1941 zum Kampf antraten, glaubte man in London den Mund voll nehmen zu können. Der englische Rundfunk verkündete am 7. April: „Wieder stehen britische Truppen, eine Armee des britischen Empire, in Europa! Sie sind nach Europa zurückgekehrt mit neuen Verbündeten, mit neuer Ausrüstung und mit neuen Siegen, mit demselben Mut, demselben Lächeln und derselben Ausdauer wie zuvor.“ „Deutschland hat nicht damit gerechnet, daß seine Truppen auf dem Balkan kämpfen müssen, darum verfügt es auch nicht über voll durchdachte strategische Pläne und muß jetzt improvisieren.“ Man vertraute darauf, daß die Methoden, die den Deutschen im Polensfeldzug wie im Westen den Sieg gebracht hatten, in den Gebirgsländern Jugoslawien und Griechenland nicht anwendbar seien, und verkündete bereits, allein die Tatsache, daß Hitler auf dem Balkan habe angreifen müssen, stelle seine bisher größte Niederlage dar.

Keine vier Wochen später, am 2. Mai, verkündete der gleiche englische Sender: „Wir Engländer waren immer tüchtig im Rückzug. Wir erringen durch anfängliche Rückzüge den Endsieg. Aber in unserer ganzen Geschichte haben wir noch keinen besseren Rückzug durchgeführt als den in Griechenland.“ In der Tat befand sich seit dem 1. Mai auf dem griechischen Festland kein kämpfender Brite mehr. Und einen Monat später, am 1. Juni, war als Ergebnis eines der kühnsten Unternehmen der Kriegsgeschichte auch die Besetzung der Insel Kreta siegreich beendet.

England hatte abermals eine Partie verloren. Sein Intrigenspiel, das von der allzu primitiven Berechnung ausging, jeder neue Gegner im Kampf gegen Deutschland sei ein Gewinn, hatte Deutschland innerhalb weniger Wochen eine Stärkung seiner Gesamtposition und wichtige Stützpunkte für die Bekämpfung Englands im Mittelmeerraum eingetragen.

*

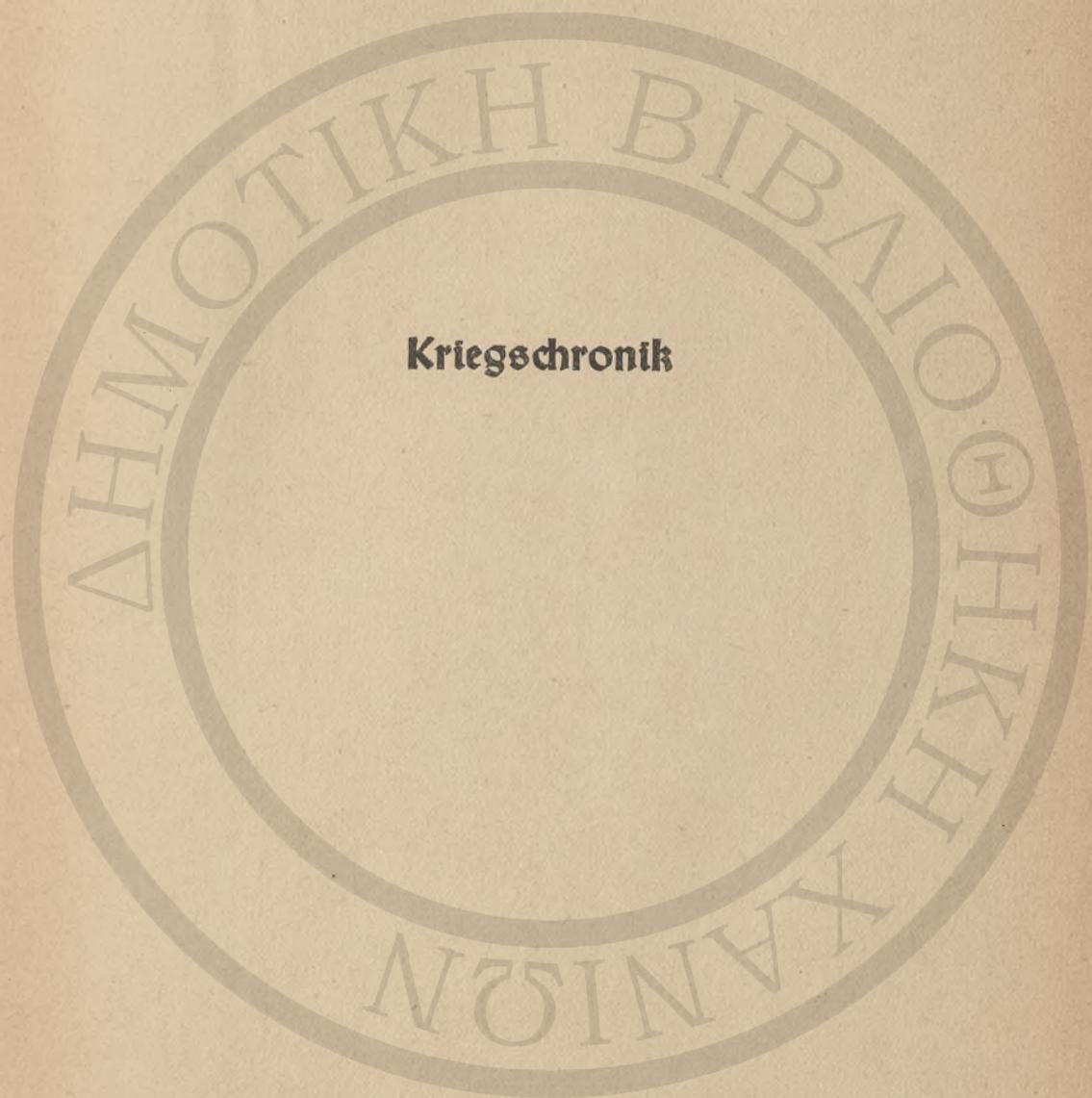
Der Balkanfeldzug — darin hatten die Engländer freilich recht — stellte die deutsche Wehrmacht vor völlig neue Aufgaben. Das türkische Wort „Balkan“ bedeutet Gebirge. Es war mit motorisierten Truppen ein Gebirgsland mit unentwickelten Wegeverhältnissen zu bezwingen. Wohl war auch Norwegen ein gebirgiger Kriegsschauplatz gewesen. Aber dort hatte die gleich kühne und neuartige Unternehmung ein anderes Gesicht. Die Küste des langgestreckten Landes bot Ansatzpunkte für den Einsatz von Angriffstruppen von der See her, während beim Balkanfeldzug eine Beteiligung der Flotte außer Frage stand. Von einer Ausnutzung der topographischen Verhältnisse des Landes zum Ausbau von Verteidigungslinien war in Norwegen keine Rede gewesen, während insbesondere in der Metaxaslinie Natur und Kunst sich vereinigt hatten zur Schaffung eines Verteidigungssystems, das der Maginotlinie stellen-

weise mindestens ebenbürtig war. Endlich hatte der zu bewältigende Raum erheblichen Umfang. Jugoslawien umfaßte 247 542 Quadratkilometer mit 15 600 000, Griechenland 129 976 Quadratkilometer mit 7 200 000 Einwohnern. Es handelte sich also um die Eroberung eines Gebietes von über 370 000 Quadratkilometern mit über 22 Millionen Einwohnern. Und dieser Bereich war verteidigt von einer jugoslawischen Wehrmacht von 1 400 000 und einer griechischen von 450 000 Mann. Die Eroberung der Gebirgsinsel Kreta „aus der Luft“ vollends schuf Situationen, für die jedes Beispiel fehlt.

Dieser Feldzug aber spielte sich in einem Rahmen ab, der die Phantasie beflügelt wie keiner der früheren Kriegsschauplätze. Mancher Weltkriegsteilnehmer wird sich der malerischen, von Adlern umkreisten Gebirgszüge Serbiens, seines Nationalgetränks, des Slibowitz, und freilich auch seiner grundlosen Wege und ungezieferbevölkerten Bauernhäuser erinnern haben. Weiter südlich aber vollbrachte die deutsche Wehrmacht ihre Taten, die den Vergleich mit den Heldenepen der Antike nicht zu scheuen brauchen, in antiker Landschaft. Und während auf dem Göttersitz des Olymp die Reichskriegsflagge im Schneesturm gehißt werden mußte, umgab die in den Tälern vorstürmenden Truppen der ganze Zauber des griechischen Frühlings.

So hatten Bild- und Wortberichter, deren Zeugnisse auf den folgenden Blättern gesammelt sind, eine besonders dankbare Aufgabe. Mehrere des Ruhmes unserer Wehrmacht hier wie in der polnischen Einöde, im Gebiet des Polarkreises und auf dem kulturgefüllten Boden Frankreichs, vergegenwärtigen sie uns den Siegeszug unserer Truppen von dem Grenzgebirge der Karawanken bis zu der Insel des Minos im südlichen Meer.

Kriegschronik



Kriegschronik^{*)}

6. April 1941

Aus dem Tagesbefehl des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht an die Soldaten der Südfront:

„... Während in Griechenland wieder wie im Weltkrieg britische Divisionen landen, glaubt man in Serbien — ebenfalls wie im Weltkrieg — Zeit genug zu erhalten, um das neue Attentat gegen Deutschland und seine Verbündeten auslösen zu können. Soldaten der Südfront! Damit ist eure Stunde gekommen! Ihr werdet nunmehr die Interessen des Reiches, so wie es die Kameraden vor einem Jahr in Norwegen und im Westen taten, auch im Südosten Europas in euren Schutz nehmen. Ihr werdet dabei nicht weniger tapfer sein als die Männer jener deutschen Divisionen, die schon im Herbst 1915 auf dem gleichen Gebiet, auf dem ihr jetzt antretet, siegreich kämpften! ... Der Kampf auf griechischem Boden aber ist nicht ein Kampf gegen Griechenland, sondern gegen jenen Generalfeind, der — so wie vor einem Jahr im höchsten Norden Europas, nunmehr im weitesten Süden versucht, das Kriegsgeschied zu wenden. Wir werden daher an diesem Platz mit unseren Verbündeten so lange kämpfen, bis der letzte Engländer auch in Griechenland sein ‚Dünkirchen‘ gefunden hat. Wer von den Griechen aber diesen Weltfeind unterstützt, wird mit ihm fallen. Wenn der deutsche Soldat es bewiesen hat, im Eis und Schnee des höchsten Nordens den Briten schlagen zu können, dann wird er genau so — nun, da die Not es fordert — in der Hitze des Südens seine Pflicht erfüllen.“

Im Laufe des 6. April greifen starke Verbände von Kampf-, Sturzkampf-, Zerstörer- und Jagdflugzeugen zahlreiche militärische und kriegswichtige Ziele in Jugoslawien an, in erster Linie die Festung Belgrad.

Nach Überschreitung der serbischen und griechischen Grenze treten die Truppen des deutschen Heeres im Laufe des Tages überall in Berührung mit dem Feind.

Eine große Zahl feindlicher Flugzeuge wird in Luftkämpfen abgeschossen oder am Boden zerstört.

7. April

Trotz zahlreicher Geländeschwierigkeiten und Straßenerstörungen wird der Angriff der deutschen Truppen an der serbischen und griechischen Front gegen zähen feindlichen Widerstand mit Erfolg fortgeführt.

^{*)} Die folgende, sich eng an die deutschen Wehrmachtberichte anlehnende Chronik will in knappster Form den Verlauf des Balkanfeldzugs in Erinnerung rufen. Für die Einzelheiten, insbesondere auch den entscheidenden Anteil der Luftwaffe an der erfolgreichen Durchführung der Operationen, wird auf den Text der Wehrmachtberichte selbst verwiesen. Zur Veranschaulichung ist vor dem Bildteil eine Operationskarte beigelegt.

8. April

Schnelle Truppen und Infanteriedivisionen unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls List stoßen, aus Bulgarien vorgehend, nach Durchbrechung der jugoslawischen Grenzverteidigung trotz schwierigen Berggeländes über hundert Kilometer tief in das Becken von Skoplje (Usküb) und überschreiten den Vardar. Damit ist die Trennung zwischen den jugoslawischen und den griechisch-englischen Streitkräften vollzogen.

Weiter südlich durchbrechen Gebirgs- und Infanteriedivisionen nach erbittertem Ringen die Metaxaslinie.

9. April

Aus der Steiermark vorgehende deutsche Truppen besetzten Marburg. Panzerverbände und Infanteriedivisionen des Generaloberst von Kleist nehmen den Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt Nisch.

Im Vorstoß auf die albanische Grenze werden nach Überschreiten des Vardar Tetovo und Prilep genommen.

Im Vardartal vorstoßende Panzerkräfte gewinnen Saloniki. Weiter ostwärts wird Xanthi genommen und die Küste des Ägäischen Meeres erreicht. Die von ihren Verbindungen abgeschnittenen griechischen Kräfte ostwärts des Vardar kapitulieren bedingungslos.

10. April

Deutsche Truppen unter dem Befehl des Generaloberst Freiherrn von Weichs erzwingen die Drauübergänge. Panzertruppen nehmen in raschem Vorstoß die kroatische Hauptstadt Agram.

Die von Nisch aus dem Feind in nordwestlicher Richtung scharf nachdrängenden Kräfte haben in den Kämpfen in Mittelserbien mehrere Divisionen zerschlagen. 10 000 Gefangene sind eingebracht, 70 Geschütze erbeutet.

Die in Südserbien kämpfenden feindlichen Kräfte sind vernichtet. Eine letzte kampffähige Gruppe wird bei Krivolac teils aufgerieben, teils gefangen genommen.

11. April

Deutsche und italienische Truppen beginnen mit der Säuberung des Laibacher Beckens. Gebirgstruppen und Infanteriedivisionen erreichen nordwestlich von Agram an mehreren Stellen die Save.

Schnelle Truppen stoßen über Agram auf Karlstadt (Karlovac) vor. Varazdin wird genommen. Der feindliche Widerstand in Kroatien bricht zusammen. Die serbische Nordarmee ist in Auflösung begriffen.

Ungarische Truppen überschreiten zwischen Drau und Theiß die jugoslawische Grenze.

Nördlich des Ochridasees reichen deutsche und italienische Truppen sich die Hand.

Italienische Verbände besetzen Laibach.

12. April

Im Raum um Agram setzen die deutschen Truppen ihre Bewegungen planmäßig fort. Bei Karlstadt stellen sie die Verbindung mit den italienischen Kräften her.

Ungarische Truppen durchstoßen nördlich Ofizek sowie zwischen Donau und Theiß die feindlichen Grenzbefestigungen.

Belgrad wird besetzt.

13. April

In Jugoslawien ist die Masse der vor den deutschen Truppen aufgetretenen feindlichen Kräfte vernichtet. Die Reste des serbischen Heeres ziehen sich vor den deutschen und italienischen Truppen in das Bergland längs der Adriatischen Küste zurück. In der Verfolgung des geschlagenen Feindes wird die Save überschritten.

14. April

Deutsche und italienische Truppen setzen die Verfolgung und Einkreisung der im Raume Mostar-Serajewo zusammengedrängten Reste des serbischen Heeres fort.

Ungarische Truppen besetzen Neufaz.

In Nordgriechenland werfen schnelle Truppen im Vorstoß nach Süden britische Infanterie- und Panzerkräfte, nehmen Ptolemais und Kozani und erzwingen den Übergang über den Aliakmon. Andere Verbände stoßen von Saloniki über den unteren Aliakmon nach Süden vor.

Italienische Truppen durchschreiten Koriza nach Süden.

15. April

Die Reste des serbischen Heeres gehen der Auflösung entgegen.

Serajewo wird besetzt.

In Griechenland stellen schnelle Truppen die zurückgehenden britischen und griechischen Verbände am Olymp und westlich davon zum Kampf.

16. April

Die 2. Serbische Armee kapituliert im Raum um Serajewo.

In Dalmatien gehen italienische Verbände über Spalato (Split) nach Südosten vor. Weitere Kräfte überschreiten beiderseits des Skutarisees die serbische Grenze.

In Griechenland wird das nördlich des Aliakmon gelegene Servia genommen.

17. April

Die gesamte noch nicht entwaffnete serbische Wehrmacht kapituliert. An der dalmatinischen Küste werden Ragusa (Dubrovnik), Mostar und Cetinje besetzt. In Nordgriechenland entwickeln sich die Kämpfe weiterhin erfolgreich.

18. April

Um 12 Uhr tritt auf dem serbischen Kriegsschauplatz Waffenruhe ein. Die in Griechenland kämpfenden Truppen durchstoßen das Bergland nordostwärts des Pindos. Im Vorstoß beiderseits des Olymp werden die Nachhuten der britischen Hauptkräfte geworfen. In scharfem Nachdrängen werden die südlichen Ausgänge des Gebirges erkämpft. Larissa wird genommen. Gebirgsjäger hissen auf dem Gipfel des Olymp die Reichskriegsflagge.

19. April

In der thessalischen Ebene drängen die deutschen Truppen den geworfenen britisch-griechischen Kräften nach.

Westlich des Pindos geht der Feind vor den italienischen Truppen, stellenweise unter Auflösungserscheinungen, zurück.

20. April

In Griechenland stoßen die deutschen Truppen in der Verfolgung des geschlagenen Feindes über Larissa hinaus weit nach Süden vor. Andere Kräfte nehmen im Vorgehen über das Pindosgebirge nach Westen den über 1500 Meter hohen Paß bei Metzovon.

21. April

Im Vorgehen über das Pindosgebirge nach Westen wird Janina und damit die Hauptrückzugsstraße des an der italienisch-griechischen Front kämpfenden Feindes erreicht.

Über Larissa weit nach Süden vorgestoßene deutsche Truppen nehmen Lama (Lamia). Die Hafensstadt Volos wird besetzt.

22. April

Über Lama weiter nach Süden vorstößende Kräfte stellen an der historischen Enge der Thermopylen englische Nachhuten zum Kampf.

23. April

Die gesamte von der italienischen Wehrmacht im Norden, von deutschen Truppen im Osten eingeschlossene und von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnittene griechische Epirus- und Mazedonienarmee kapituliert.

24. April

Der Thermopylenpaß wird durch umfassenden Angriff genommen. An diesem Erfolg haben Gebirgstruppen hervorragenden Anteil.

25. April

Gebirgs- und Panzertruppen setzen die Verfolgung des geschlagenen Feindes fort. Ostwärts des Thermopylenpasses werden britische Truppen bei Molos geschlagen. Deutsche Truppen setzen von Thessalien her auf die Insel Euböa über und dringen über Chalkis wieder auf das Festland vor.

Schnelle Truppen durchschreiten in der Verfolgung des Feindes Theben. Die Insel Lemnos wird besetzt.

26. April

Fallschirmtruppen nehmen den Isthmus von Korinth sowie die Stadt selbst. Zahlreiche Engländer werden gefangengenommen, der Rest zieht sich fluchtartig nach Süden zurück.

Die Leibstandarte „Adolf Hitler“ stößt über den Golf von Patras auf den Peloponnes vor und nimmt die Hafenstadt Patras.

27. April

Athen wird besetzt.

Die Säuberung der restlichen Gebiete Mittelgriechenlands und des Peloponnes verläuft planmäßig.

28. April

Auf dem Peloponnes stoßen deutsche Truppen über Tripolis hinaus nach Süden vor.

Italienische Truppen besetzen die Insel Korfu und den Hafen Preveza im Epirus.

29. April

Motorisierte Kräfte des deutschen Heeres stoßen in scharfer Verfolgung bis zu den Südhäfen des Peloponnes durch und verhindern eine weitere Flucht der Briten über das Meer.

30. April

Die Säuberung des südlichen Peloponnes von versprengten Teilen der britischen, griechischen und serbischen Truppen wird fortgesetzt.

1. Mai

Die Besetzung des Peloponnes ist beendet. Auf dem griechischen Festland befindet sich kein kämpfender Brite mehr.

*

Am 20. Mai wird die Besetzung der Insel Kreta begonnen und am 1. Juni siegreich beendet. Der Verlauf der Operationen, deren schrittweise Entwicklung die täglichen Wehrmachtberichte vor allem im Anfangsstadium aus militärischen Gründen nicht in allen Einzelheiten bekanntgeben, geht aus dem zusammenfassenden Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht hervor.

12. Juni

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt über den Verlauf des Balkanfeldzugs bis zum Abschluß der Eroberung Kretas folgendes bekannt:

Anfang März marschierten unter Zustimmung der bulgarischen Regierung deutsche Seeresverbände unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls List in Bulgarien ein. Gleichzeitig wurden starke Fliegerverbände unter General der Flieger Freiherr v. Richtofen dorthin übergeführt, während deutsche Flaktruppen gemeinsam mit der bulgarischen Fliegerabwehr den Schutz der deutschen Kräfte und des bulgarischen Hoheitsgebietes gegen Angriffe aus der Luft übernahmen. Zum Schutz der rumänischen und bulgarischen Küste des Schwarzen Meeres wurde deutsche Marineartillerie eingesetzt.

In der zweiten Hälfte des März vollzog sich der Aufmarsch der Armee List an der bulgarisch-griechischen Grenze, um, wenn notwendig, rechtzeitig gegen die in der Bildung begriffene britische Operationsgruppe in Nordgriechenland einzugreifen.

Der Versuch Englands, sich auf dem Balkan einzunisten, stützte sich u. a. auf die Hoffnung, Jugoslawien für sich gewinnen zu können. Die langjährigen Bemühungen der deutschen Politik, freundschaftliche Beziehungen zu Jugoslawien herzustellen, führten zwar endlich am 25. März den Beitritt der jugoslawischen Regierung zum Dreimächtepakt herbei. Der Putsch gewissenloser serbischer Verschwörer in der Nacht zum 27. März machte diesen Erfolg der deutschen Politik jedoch zunichte und zwang zu sofortigen militärischen Maßnahmen. Noch am 27. März gab der Führer den Befehl, nunmehr die Vorbereitungen zur Niederwerfung Jugoslawiens und zum Angriff gegen das englische Expeditionskorps in Griechenland gleichzeitig zu treffen. See- und Luftwaffe wurden damit völlig überraschend vor eine neue und gewaltige Aufgabe gestellt. Trotz großer Gelände- und Versorgungsschwierigkeiten gelang es aber, diese in so kurzer Zeit zu bewältigen, daß der Führer den Beginn des Angriffs auf den 6. April festsetzen konnte.

Am Morgen dieses Tages begannen Teile der Armee List, die griechische Verteidigungsfront an der bulgarischen Grenze anzugreifen mit dem ersten Ziel, bis Saloniki und zur ägäischen Küste vorzustoßen. Eine zweite Kräftegruppe der Armee trat gleichzeitig aus dem Raume südlich Sofia in Richtung

auf Skoplje an, um Jugoslawien von Griechenland zu trennen und auf schnellstem Wege die Verbindung mit den italienischen Kräften in Albanien herzustellen.

Am gleichen Morgen griffen starke Kampfkräfte des Generals der Flieger Freiherr v. Riehthofen wie auch der im Raum um und südlich Wien unter dem Befehl des Generalobersten Löhr bereitstehenden Verbände der Luftwaffe in mehrfachem Einsatz die jugoslawischen Fliegerhorste und die Festung Belgrad an. Zahlreiche feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen oder am Boden vernichtet, die militärisch wichtigen Anlagen und Gebäude der feindlichen Hauptstadt zerstört.

Gebirgs- und Infanteriedivisionen der Südgruppe der Armee List durchbrachen, durch Sturzkampfflieger hervorragend unterstützt, in dreitägigem schwerem Ringen die dem Gebirgs Gelände vorzüglich angepaßten, in Stockwerken übereinander angelegten und in den Fels gehauenen Befestigungen der sogenannten „Metaxaslinie“. Griechische Elitetruppen verteidigten sie überall heldenmütig. Es kam zu so heftigen Nahkämpfen, wie sie bisher noch auf keinem anderen Kriegsschauplatz stattgefunden hatten. Panzerkräfte der Gruppe durchbrachen inzwischen die serbische Verteidigung westlich Petrich und stießen über Strumica und, hier nach Süden einschwenkend, auf Saloniki vor, das in der Frühe des 9. April erreicht wurde. Damit war am vierten Angriffstag die ostwärts des Vardar kämpfende griechische Armee in der Stärke von viereinhalb Divisionen von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten; sie streckte deshalb nach tapferem Widerstand in Erkenntnis ihrer hoffnungslosen Lage die Waffen.

Die Nordgruppe der Armee bahnte sich in harten Kämpfen durch schwierigstes Bergland den Weg nach Skoplje und Volos, schlug die jugoslawische 3. Armee vernichtend und nahm durch motorisierte Abteilungen, die bis an die albanische Grenze vorstießen, die Verbindung mit der nun in Albanien vorgehenden italienischen Seeresgruppe auf. So war nach wenigen Tagen die Trennung der jugoslawischen von den griechisch-britischen Streitkräften vollzogen.

Unterdessen war am 8. April eine dritte Kräftegruppe der Armee unter Generaloberst v. Kleist in der Gegend nordwestlich Sofia zum Angriff auf Nisch angetreten. Auch sie durchbrach rasch die feindlichen Grenzstellungen und erreichte in der Verfolgung des Gegners trotz zahlreicher Sperren und Straßenzerstörungen bei ungünstigster Witterung bereits am 9. April die alte serbische Hauptstadt. Mehrere feindliche Divisionen, die sich dem weiteren Vordringen dieser Gruppe auf Belgrad entgegenstellten, wurden zersprengt.

Im konzentrischen Zusammenwirken mit der Gruppe Kleist sollte eine in Kärnten, Steiermark und Westungarn aufmarschierte Armee unter General-

oberst Freiherr v. Weichs am 12. April in den Nordwestteil Jugoslawiens einbrechen und auf Belgrad und Serajewo vorgehen. Teilkräfte überschritten in ungestümem Angriffsdrang auf einer Breite von 250 Kilometern die Grenze, bemächtigten sich in raschem Zugriff der Karawankenpässe sowie der grenznahen Übergänge über Mur und Drau und besetzten, nachdem sie starke feindliche Verbände zersprengt hatten, am 9. April Marburg.

Die Hauptkräfte der Armee traten noch vor beendetem Aufmarsch am 10. April auf Agram an. Am Abend dieses Tages erreichte eine von ungarischem Boden nach Westen vorstoßende deutsche Panzerdivision trotz Schneefalls und starker Vereisung der Straßen die Stadt, in der sie tags darauf unter dem Jubel der kroatischen und deutschen Bevölkerung einzog. Im weiteren Vordringen über Karlstadt nahm sie die Verbindung mit dem rechten Flügel einer aus dem Raum ostwärts Triest vormarschierenden italienischen Armee auf.

Noch vor Ablauf der ersten Woche des Feldzuges konnte mehr als die Hälfte des jugoslawischen Heeres als vernichtet gelten. Die kroatischen Truppen legten die Waffen nieder. Ein am 10. April aufgefangener offener Funkpruch des jugoslawischen Oberbefehlshabers bewies, daß ihm zu diesem Zeitpunkt schon die Führung seiner Truppen völlig entglitten war.

Zur Auflösung des serbischen Heeres hat die Luftwaffe durch rasche Niederkämpfung der jugoslawischen Fliegertruppen, unmittelbares Eingreifen in den Erdkampf und ständige Einwirkung auf die feindlichen Verbindungs- und Nachschubwege in hohem Maße beigetragen. Im übrigen hat die serbische Armee nach den ersten harten Schlägen nur noch geringe Standfestigkeit gezeigt.

Bald darauf erfüllt sich auch das Schicksal der serbischen Hauptstadt. Von Nordwesten näherten sich ihre schnelle Truppen der Armee Weichs, von Temesvar ein aus Waffen-*H* und motorisierter Infanterie zusammengesetztes Korps der Armee List. Von Süden vordringende Panzertruppen der Gruppe Kleist kämpften sich durch starke feindliche Kräfte hindurch und nahmen am 12. April die Belgrad beherrschende Höhe Avalla. Am Abend dieses Tages setzte der Hauptsturmführer Klingenberg mit wenigen *H*-Männern über die Donau, deren Übergänge zerstört waren, und drang in Belgrad ein. In der Nacht erreichten die vordersten Teile der von Westen her vorgehenden schnellen Verbände den Stadtrand; in der Frühe des 13. April hielt Generaloberst v. Kleist an der Spitze seiner Panzertruppen den Einzug in die serbische Hauptstadt.

Gleichzeitig mit diesen Ereignissen war eine ungarische Armee zwischen Drau und Theiß auf Osijek und nach dem Durchbruch durch mehrere feindliche Grenzstellungen bis zur Donau beiderseits Neusatz vorgestoßen. Die letzten

Kampfkraftigen Reste des jugoslawischen Heeres gingen fluchtartig in den Raum um Serajewo und in das bosnisch-montenegrinische Bergland zurück. Von Karlstadt her, über den Unterlauf der Save sowie aus dem Raum Belgrad-Nisch folgten deutsche schnelle Truppen dem Feind auf den Fersen. Am 15. April wurde Serajewo erreicht. Zwei Tage später nahmen italienische motorisierte Kräfte, die von Norden nach Süden entlang der dalmatinischen Küste vorgegangen waren, Mostar, Ragusa und Cattaro. Am Abend des 17. April wurde nach zweitägigen Verhandlungen in Belgrad und Serajewo die bedingungslose Kapitulation der gesamten jugoslawischen Wehrmacht unterzeichnet.

Mit der Niederwerfung Jugoslawiens in einem Feldzug von nicht zwölf Tagen war für die Armee des Generalfeldmarschalls List eine sichere Grundlage für die weiteren Operationen gegen Griechenland geschaffen.

Auf ihrem rechten Flügel war schon am 10. April eine motorisierte Abteilung über die griechische Grenze bis Florina vorgestoßen. Die hier erstmals auftretenden britischen Truppen wurden von schnellen Verbänden des Heeres und der Waffen-SS in mehrtätigen heftigen Kämpfen bis hinter den Mlakmon zurückgeworfen. Am 14. April wurde Rozani genommen und südostwärts davon ein Brückenkopf über den Fluß erkämpft.

Anderer aus der Gegend von Saloniki vorgegangene Teile der Armee hatten inzwischen an mehreren Stellen den Übergang über den Unterlauf des Mlakmon erzwungen. An der Küste entlang stießen Panzerkräfte bis in die Höhe des Olymp vor. In Albanien trat der linke italienische Flügel zum Angriff an und nahm am 15. April Koritsa. Umfangreiche Straßen- und Brückenerstörungen und durch Regen und Schnee aufgeweichte Wege erschwerten an der ganzen Front das Vorwärtkommen der verbündeten Truppen.

Bei Kastoria, am mittleren Mlakmon und beiderseits des Olymp versuchten zäh kämpfende Nachhuten den eiligen Rückzug der britischen Truppen auf ihre Einschiffungshäfen zu decken. Unter dem verstärkten Druck beider Flügel der Angriffsfront begann der Gegner am 18. April zu weichen. Die deutschen Truppen drängten scharf nach; auf dem fast 3000 Meter hohen Gipfel des Olymp hielten Gebirgsjäger die Reichskriegsflagge. Auch vor dem Nordteil der italienischen Front in Albanien begann der Feind unter Auflösungserscheinungen zu weichen. Etwa 20 000 Griechen, die über das Pindosgebirge zu entkommen versuchten, ergaben sich den deutschen Truppen.

Am 19. April nahm eine Panzerdivision den Straßenknotenpunkt Larissa, eine andere stieß in ausholender Verfolgung über Trikkala bis Lama vor. Während Gebirgs- und schnelle Truppen stärkere britische Kräfte bei Volos schlugen, drang die Leibstandarte „Adolf Hitler“ durch das Pindosgebirge

Kämpfend über den fast 1500 Meter hohen Paß von Metsovon bis Janina durch. Damit war den aus Albanien zurückgehenden griechischen Kräften die einzige Rückzugsstraße abgeschnitten. Am 23. April kapitulierte die von deutschen und italienischen Truppen eingeschlossene Mazedonien- und Epirusarmee unter ehrenvollen Bedingungen.

Am historischen Engpaß der Thermopylen bei Molos und in der Enge des heutigen Straßenzuges stellten sich noch einmal starke britische Nachhut zum Kampf. Teile der einzigen noch am Feind stehenden deutschen Panzerdivision griffen, von Sturzkampffliegern wirksam unterstützt, die seit Monaten ausgebauten Stellungen an und brachen in sie ein. In Gewaltmärschen heraneilende Gebirgstruppen arbeiteten sich durch das zerklüftete Bergland vor und öffneten den Panzerkräften den Weg. In wenigen Tagen war damit diese letzte, dem Gelände nach besonders starke feindliche Widerstandslinie bezwungen. In unaufhaltsamer Verfolgung wurde am 25. April Theben erreicht, während eine andere an der Nordspitze der Insel Euböa gelandete motorisierte Abteilung über Chalkis wieder auf das Festland vorstieß. Zwei Tage später zogen die ersten deutschen Truppen in die griechische Hauptstadt ein.

Am Morgen des vorhergehenden Tages war es deutschen Fallschirmtruppen gelungen, Stadt und Enge von Korinth aus der Luft in Besitz zu nehmen und damit die einzige Landverbindung von Nord- und Südgriechenland sowie den besonders wichtigen Seeweg durch den Kanal von Korinth zu sichern. Hierbei wurden über 900 Briten und 1450 Griechen gefangengenommen sowie zahlreiches Kriegsggerät erbeutet. Westlich des Pindosgebirges erreichte die Leibstandarte in ungestümem Vormarsch den Golf von Patras und erzwang den Übergang über die Meerenge.

Über den Peloponnes stießen zunächst Fallschirmtruppen und hinter ihnen motorisierte Truppen unverzüglich bis zu den Häfen Argos und Kalamai durch und nahmen mehrere tausend Briten und versprengte Serben, denen die Flucht über das Meer nicht mehr geglückt war, gefangen. Teile der Armee list setzten während dieser Operationen in bereitgestellten Schiffen über die Ägäis und nahmen die Inseln Thasos, Samothrake, Lemnos, Mytilene und Chios sowie mehrere kleinere Inseln in Besitz. Italienische Kräfte bemächtigten sich der jonischen Inseln und vom Dodekanes aus der Cykladen.

Durch die nach den Weisungen des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht vom Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall v. Brauchitsch, und dem Chef des Generalstabs, Generaloberst Halder geleiteten Operationen des Heeres wurde im Verein mit Teilen des italienischen und ungarischen Heeres in dreiwöchigem Feldzug mit einem Mindestmaß an Kräften ein vollständiger Sieg errungen. Von den bereitgestellten Verbänden des Heeres kamen nur zwei Drittel zum Einsatz, im

Kampf gegen die Briten standen nur fünf Verbände, darunter drei Panzerdivisionen, von denen eine noch während der Operationen angehalten und, da nicht mehr benötigt, zurückgezogen wurde.

Die Zahl der in diesen Kämpfen von deutschen Truppen eingebrachten Gefangenen beträgt nach noch nicht abgeschlossener Zählung:

- an Serben 6298 Offiziere und 337 864 Mann,
- an Briten 324 Offiziere und rund 10 900 Mann,
- an Griechen rund 8000 Offiziere und 210 000 Mann,

insgesamt also:

über 14 600 Offiziere und 558 700 Mann.

Die in Gefangenschaft geratenen Soldaten deutscher und verbündeter Volkzugehörigkeit sind in diesen Zahlen nicht enthalten. Sie wurden ebenso wie die Griechen in ihre Heimat entlassen.

Erbeutet wurden nach der bisherigen Zählung über 1500 Geschütze, rund 600 000 Handfeuerwaffen, Hunderte von gepanzerten und anderen Kraftfahrzeugen und zahlloses sonstiges Kriegsgerät sowie große Vorräte aller Art. Vorbereitung und Durchführung des Feldzuges auf dem Balkan stellten höchste Anforderungen an Führung und Truppe. Panzerverbände kämpften in einem Gelände, das bisher für den Kampfwagen als ungangbar galt. Motorisierte Truppen des Seeres und der Waffen-*H* folgten dem Gegner Tag und Nacht durch schwierigstes Gebirgsgelände, häufig auf grundlosen, verschneiten oder vereisten Wegen.

Gebirgsdivisionen bewährten sich beim Durchbruch durch von Natur starke, seit Monaten ausgebaute und vom Gegner zäh verteidigte Stellungen erneut in besonderem Maße. Für den Einsatz im Hochgebirge ungenügend ausgerüstete Infanteriedivisionen vollbrachten unter oft schweren Kämpfen einzig dastehende Marschleistungen.

Die Luftwaffe unter der obersten Führung des Reichsmarschalls machte es dem Gegner durch rasche Niederkämpfung seiner Fliegertruppen und Behauptung der Luftüberlegenheit während des ganzen Feldzuges unmöglich, den planmäßigen Verlauf der eigenen Operationen aus der Luft zu stören. In vorbildlicher Zusammenarbeit unterstützte sie das Meer durch unausgesetzte Nah- und Fernaufklärung, erleichterte ihm durch Einsatz von Sturzkampfverbänden den Durchbruch durch die feindlichen Hauptwiderstandslinien und beschleunigte durch Tag- und Nachtangriffe auf den weichenden Feind und seine rückwärtigen Verbindungen die Auflösung des Gegners.

Flaktruppen begleiteten und unterstützten die Panzer- und Infanteriedivisionen auf ihrem ungestümen Vormarsch. Besonders große Erfolge errangen Kampf- und Sturzkampfverbände durch fortgesetzten Einsatz auf die

feindlichen Transportschiffe im Seegebiet um Griechenland. Der planmäßige Abzug der Briten wurde hierdurch verhindert, der englische Schiffsraum aufs schwerste getroffen.

Nach der Inbesitznahme des gesamten griechischen Festlandes und der Ägäischen Inseln durch die Achsenmächte blieb den Briten als letzter Rest ihrer geplanten Position auf dem Balkan nur noch Kreta. Als starker Luft- und Flottenstützpunkt, in nächster Nähe unserer Seeverbindungen durch die Ägäis gelegen, und als weit vorgeschobene Sicherung in der Flanke des nordafrikanischen Kriegsschauplatzes und des britischen Seeweges von Malta nach Alexandria war die Insel für weitere offensive wie defensiv Kriegführung des Feindes im östlichen Mittelmeer von gleich großer Bedeutung.

Dorthin hatte sich ein Teil der in Griechenland geschlagenen britischen Truppen gerettet, um zusammen mit der schon vorher vorhandenen britischen und griechischen Besatzung dieses starke Bollwerk bis zum letzten Mann zu verteidigen. So verkündete es der britische Premierminister im Parlament.

Dieselbe Bedeutung wie für England hatte Kreta im umgekehrten Sinne auch für die weitere Kriegführung Deutschlands und Italiens im östlichen Mittelmeer.

Aus diesem Grunde entschloß sich der Führer, die Insel auf dem Luftwege in Besitz zu nehmen. Mit der Durchführung wurde Reichsmarschall Göring beauftragt. Die taktischen Vorbereitungen traf die Luftflotte 4 unter Generaloberst Löhr. Ihm waren hierzu unterstellt:

General der Flieger Student mit starken Fallschirm-, Luftlande- und Gebirgstruppen,

General der Flieger Freiherr von Richthofen mit seinem verstärkten Fliegerforps

und zahlreiche Transportgruppen.

Am 20. Mai in den frühen Morgenstunden wurden — durch starke Bomben- und Tiefangriffe vorbereitet und unterstützt und durch zahlreiche Jagdverbände gesichert — Fallschirm- und Luftlandetruppen in der Umgegend des Flugplatzes Malemes, etwa 15 Kilometer westlich Chanea, und in der Nähe der Stadt selbst abgesetzt. Weitere Fallschirmkräfte versuchten im Laufe des Nachmittags auch die Städte Rethymnon und Iraklion sowie die in ihrer Nähe befindlichen Flugplätze in Besitz zu nehmen.

An beiden zuletzt genannten Stellen gelang dies wegen der dort befindlichen überlegenen feindlichen Kräfte zunächst nicht.

Dagegen wurde der Flugplatz Malemes in hartem Kampf erobert und auf ihm — obwohl er zeitweise noch unter Artilleriefire lag — Gebirgstruppen gelandet.

Dadurch war die erste Voraussetzung für das Gelingen der Operationen geschaffen.

Die zweite Voraussetzung schuf am 22. Mai das VIII. Fliegerkorps.

Kurz nachdem die Operationen gegen Kreta begonnen hatten, waren fast die gesamten englischen Seestreitkräfte aus Alexandria im Seegebiet um Kreta aufgetreten. Dadurch sollte der deutsche Nachschub über See verhindert und die Voraussetzung geschaffen werden, um der britischen Besatzung von Kreta neue Verstärkungen zuzuführen oder auch sie notfalls einzuschiffen und nach Ägypten zurückzubringen.

So kam es, daß zwar der erste Versuch am 23. Mai, mit kleinen Motorseglern weitere deutsche Verstärkung nach Kreta zu überführen, durch das Auftreten englischer leichter Seestreitkräfte nur zum Teil gelang — wobei aber nicht tausende, wie die englische Propaganda behauptet, sondern knapp 200 Soldaten den Tod fanden. Am nächsten Tage aber endete die gewaltige Schlacht zwischen dem VIII. Fliegerkorps und der englischen Flotte mit einem glorreichen Sieg der deutschen Flieger. Nach schwersten Verlusten sah sich die britische Flotte gezwungen, das Seegebiet um Kreta zu räumen und die Insel ihrem Schicksal zu überlassen.

Der in den nächsten Tagen entstehenden starken Angriffsgruppe unter Befehl des Generals Ringl, des Kommandeurs einer Gebirgsdivision, gelang es, den feindlichen Widerstand zunächst im Westteil der Insel überall zu brechen.

Am 25. Mai, dem vierten Tage nach der Landung der ersten Gebirgsjäger auf Kreta, begann der planmäßige Angriff gegen die im Raum um Chania befindlichen Hauptkräfte des Feindes. Es galt, gut ausgebaute und zäh verteidigte Stellungen in unübersichtlichen Olivenhainen und stützpunktartig ausgebaute Ortschaften auf beherrschenden Höhen zu nehmen. Trotzdem konnte bereits am zweiten Angriffstage in schwerem Kampf die feindliche Schlüsselstellung bei Galatas durchbrochen werden. Am 27. Mai wurden Chanea, die Hauptstadt Kretas, und die Höhen ostwärts davon genommen. Südlich der Stadt zur Umfassung angesetzte Gebirgstruppen erreichten nach einem Gewaltmarsch durch unwegsames Gebirgsgelände bei einer Hitze von über 30 Grad im Schatten die Sudabucht, den wichtigsten Stützpunkt der britischen Flotte auf Kreta. Unter den zahlreichen in diesen Kämpfen gemachten Gefangenen befand sich der griechische Marinebefehlshaber der Insel.

Diese Kampfleistungen sind um so höher zu bewerten, als sie ausschließlich mit den Waffen der Infanterie, nur durch leichte Gebirgsgeschütze unterstützt, vollbracht werden mußten. Da Tragtiere und Fahrzeuge fast völlig fehlten, waren die Truppen gezwungen, ihre schweren Waffen, Munition und Gerät

in dem vielfach Hochgebirgscharakter tragenden Gelände nur mit Menschenkraft zu bewegen.

Die Kampfgruppen Kethymnon und Iraklion aber hatten sich inzwischen in heroischen und wechselvollen Kämpfen der starken feindlichen Überlegenheit gegenüber behauptet.

Am 28. Mai landeten auch italienische Truppen im Ostteil der Insel. Am nächsten Tag wurde von Westen her die Verbindung mit der Gruppe Kethymnon hergestellt und durch die inzwischen aus der Luft verstärkte Kampfgruppe Iraklion Stadt und Flugplatz aus eigener Kraft genommen. Damit war die Entscheidung endgültig zugunsten der deutschen Waffen gefallen.

Die anschließende Flucht der geschlagenen britischen Truppen an die Südküste endete am 1. Juni nach einem letzten harten Kampf der Gebirgstruppen im Berggelände nördlich Sfakia mit ihrer Vernichtung oder Gefangennahme.

Damit waren die Kämpfe zu Ende und ein neues Ruhmesblatt in die Geschichte der deutschen Wehrmacht eingestiftet.

Führungskunst, Wagemut und Tapferkeit deutscher Soldaten haben eine ihrer härtesten Proben bestanden, die Waffenbrüderschaft mit dem verbündeten Italien hat sich aufs neue bewährt. Besonders Einheiten der italienischen Kriegsmarine haben sich gegen vielfache feindliche Überlegenheit wahrhaft tapfer für den Schutz der ihnen anvertrauten deutschen Transporte eingesetzt.

Während des Balkanfeldzuges einschließlich der Kämpfe um Kreta erlitten die feindlichen Luftstreitkräfte schwerste Verluste. Im Luftkampf wurden 167, durch FlaK 8 Flugzeuge abgeschossen; weitere 417 wurden am Boden vernichtet. Gegenüber diesem Gesamtverlust des Feindes von 592 Flugzeugen hielt sich die eigene Einbuße in mäßigen Grenzen; sie beträgt etwa zwei Fünftel dieser Zahl.

Von den im Mittelmeerraum gegen Seeziele eingesetzten Verbänden der Luftwaffe wurden vom Jahresbeginn bis Ende Mai 30 feindliche Kriegsschiffe, davon allein 23 während der Kämpfe um Kreta, versenkt und eine große Zahl weiterer Einheiten, darunter mehrere Schlachtschiffe und Flugzeugträger, beschädigt. Der im gleichen Zeitraum im Mittelmeer durch Kampfhandlungen der deutschen Luftwaffe versenkte feindliche Handelschiffsraum beziffert sich auf 103 Schiffe mit über 520 000 BRT; mehr als der doppelte Schiffsraum fiel durch Beschädigung aus.

Die Kriegsmarine machte während des Balkanfeldzuges den Donauweg frei, räumte die besetzten Häfen von Minen, versorgte die kämpfende Truppe an der nord- und westägäischen Küste mit Nachschub und beteiligte sich an der Besetzung der griechischen Inseln sowie beim Übergang des Seeres nach Euböa und Patras. Bei dem Unternehmen gegen Kreta führte sie die für den Aufmarsch und Nachschub erforderlichen Seetransporte durch und sicherte die

Rüsten der eigenen Basis in enger Waffenbrüderschaft mit der italienischen Kriegsmarine.

Die Verluste, die die deutsche Wehrmacht im Balkanfeldzug erlitt, waren denkbar gering. Geer und Waffen-4 verloren:

- an Toten: 57 Offiziere und 1050 Unteroffiziere und Mann;
- an Vermissten: 13 Offiziere und 372 Unteroffiziere und Mann;
- an Verwundeten: 181 Offiziere und 3571 Unteroffiziere und Mann.

Die Personalverluste der Luftwaffe betragen:

- an Toten: 15 Offiziere und 84 Unteroffiziere und Mann;
- an Vermissten: 40 Offiziere und 123 Unteroffiziere und Mann;
- an Verwundeten: 25 Offiziere und 124 Unteroffiziere und Mann.

Relativ höher waren die Verluste, die beim Kampf um die Insel Kreta gegen eine vielfache feindliche Überlegenheit eintraten; sie betragen beim Geere:

- an Toten: 20 Offiziere und 301 Unteroffiziere und Mann;
- an Vermissten: 18 Offiziere und 506 Unteroffiziere und Mann;
- an Verwundeten: 13 Offiziere und 274 Unteroffiziere und Mann;

bei der Luftwaffe (Flieger und Fallschirmtruppe):

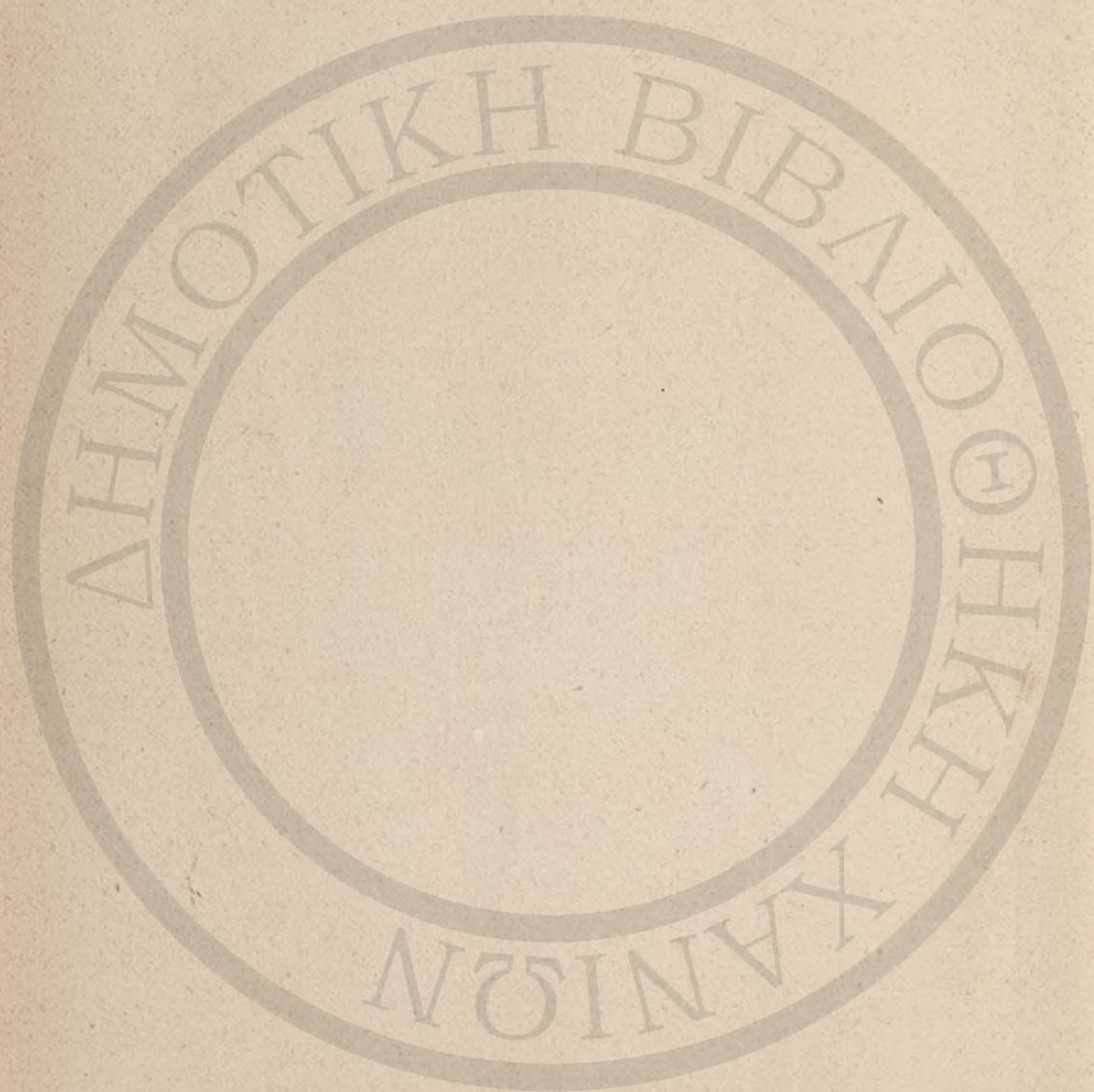
- an Toten: 105 Offiziere und 927 Unteroffiziere und Mann;
- an Vermissten: 88 Offiziere und 2009 Unteroffiziere und Mann;
- an Verwundeten: 104 Offiziere und 1528 Unteroffiziere und Mann.

Demgegenüber betragen die Verluste des Feindes bei dem Kampf um Kreta neben erheblichen Verlusten an Kriegsmaterial aller Art:

- an Gefangenen: 10 700 britische Offiziere und Mann und 5000 griechische Offiziere und Mann;
- an Gefallenen: rund 5000 britische und griechische Offiziere und Mann ohne die auf See Zugrundegegangenen.

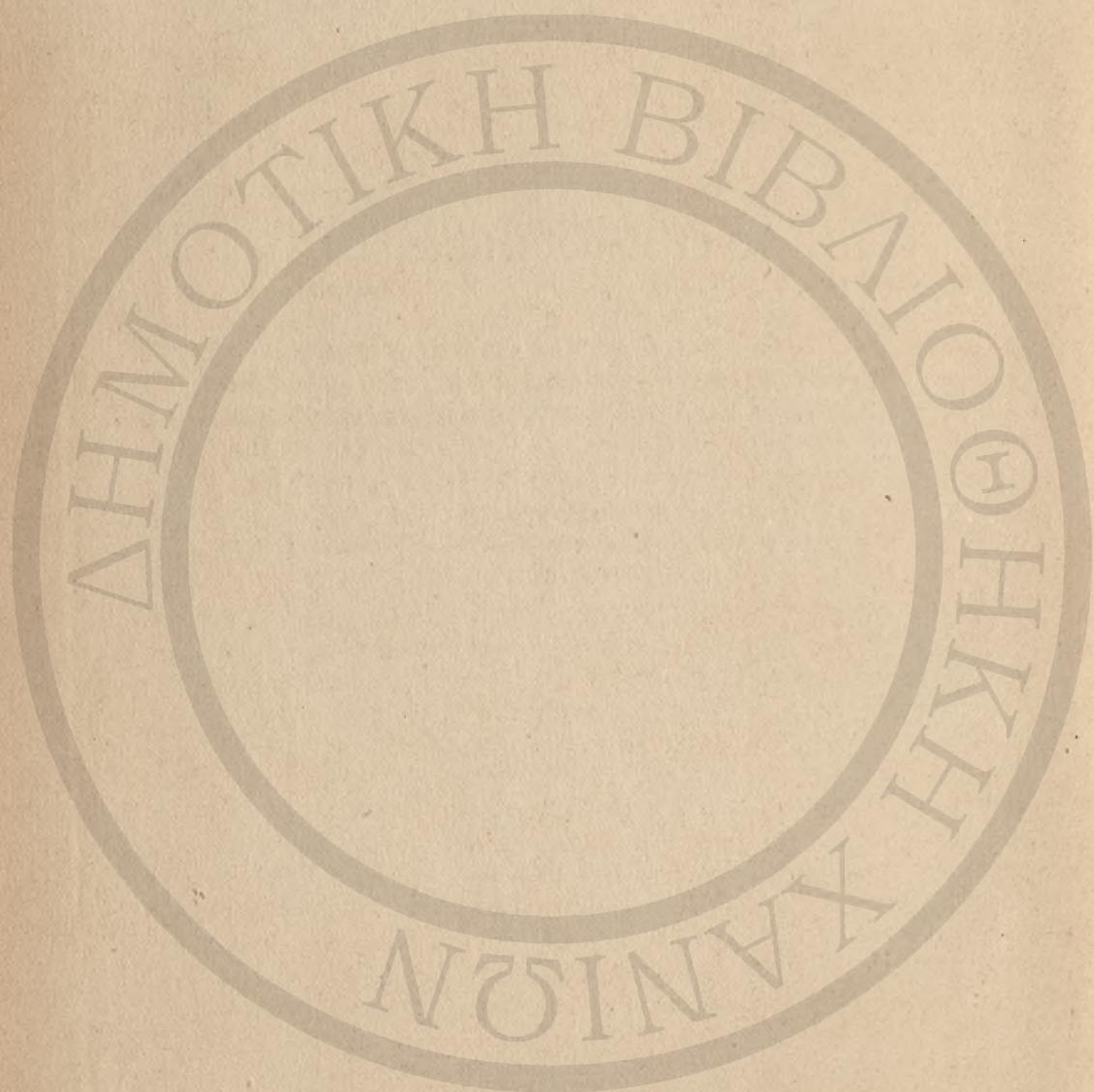
Mit der Eroberung von Kreta ist die deutsche Wehrmacht dem Ausdruck ihres Obersten Befehlshabers gerecht geworden: „Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich.“

Durchdrungen von dieser Erkenntnis, in der allein schon in hohem Maße das Geheimnis des Sieges begründet liegt, sieht die Wehrmacht voll Zuversicht den Aufgaben entgegen, die zu lösen ihr noch übrigbleiben.



Erlebnisberichte

Zweck dieser Berichte ist nicht, die Ereignisse kriegsgeschichtlich zu erforschen oder dokumentarisch festzulegen. Sie stellen keine ausgewogene und historisch überprüfte Darstellung der Leistungen der verschiedenen Truppenteile dar. Vielmehr sollen sie aus dem unmittelbaren, oft mit dem Einsatz des Lebens erkauften Miterleben der Kriegsberichterstatter heraus dem deutschen Volk die Waffentaten der deutschen Wehrmacht im Balkanfeldzug vor Augen führen.



Deutsche Panzer rollen über die Donau

Sonnabend mittag hat uns der Rundfunk aus Wien die Nachricht gebracht, daß Bulgarien die Bekundung seiner Sympathien für das Deutsche Reich durch den Beitritt zum Dreimächtepakt gekrönt hat. Damit findet eine Waffenbrüderschaft des Weltkriegs erneut ihre soldatische Bestätigung. Männer, die gewohnt sind, das Schwert zu führen, haben sich die Hände gereicht, um den Frieden des Balkans vor den Engländern zu sichern und auch in diesem Raum Europas die Neuordnung des alten Erdteils zu unterbauen. Diese Neubelebung der deutsch-bulgarischen Waffenbrüderschaft fand Sonntag morgen ihren sichtbaren Ausdruck durch das Einrücken schneller deutscher Truppen in den bulgarischen Raum. Zum erstenmal seit 1918 überschritten deutsche Truppen wieder die untere Donau ...

Im ersten Morgengrauen — Nebelfetzen geistern noch über die trübgelben Fluten der behäbig dahingleitenden Donau — stehen wir auf dem Nordufer auf rumänischem Gebiet, und die Türme und Dächer der benachbarten bulgarischen Stadt deuten sich nur in einer verschwimmenden Silhouette an. Lastfähne sind am Pier festgemacht, die Aufbauten größerer Schiffe stehen wie Striche im Morgendunst. Das Überschwemmungsgebiet der Donau mit seinen umfassenden Deichbauten, die gegen die Gewalt des Wassers gesetzt sind, haben wir hinter uns gelassen und stehen nun bewundernd auf dem Meisterwerk deutscher Pioniereinheiten, die in kurzer Zeit den Strom mit großen Lastfähnen, mit männerstarken Bohlen und Streben überwunden haben.

Oftmals im Lauf der Jahrhunderte hat man die Donau durch Brückenbauten in Fesseln geschlagen. Aus den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung sind vor allem Darius I., der Perserkönig, und Alexander der Große mit ihren Heerzügen über die Donau zu nennen. Später waren es die Römer, die Ostgoten, die Türken, und in der neueren Geschichte wieder die Osmanen, die Russen, Bulgaren, Rumänen, die kriegerische Operationen zwangen, ihren Weg über die Donau zu nehmen. Unmittelbar in unserer Erinnerung stehen aber noch die Übergänge während des Weltkriegs, vor allem der Übergang der Seeresgruppe von Mackensen in den Tagen vom 22. bis 26. November 1916 bei Svistov, und am Ende des Weltkriegs der Übergang der von der mazedonischen Front zurückkehrenden deutschen Truppen bei Lom und Ruse.

Allein von der Wende des 18. Jahrhunderts bis zum Weltkrieg sind 25mal Kriegsbrücken in nördlicher und südlicher Richtung über die untere Donau

geschlagen worden; aber diese Kriegsbrücke, die wie ein mächtiges Band vor uns liegt, hat keine Vorgänger. Sie ist der Gipfelpunkt aller Erfahrungen, die unsere Pioniertruppen in friedensmäßiger Schulung und im harten Einsatz des Westfeldzugs gesammelt haben. Und berechtigter Stolz befeelte alle diese Männer mit der schwarzen Litze, als gestern zum erstenmal auf dieser Kriegsbrücke über der unteren Donau die Reichskriegsflagge in feierlicher Flaggenparade gehißt wurde und mit ihrem sieghaften Flattern auch diesen Raum des Balkans unter den Schutz der deutschen Waffen nahm.

Aber jetzt ist keine Zeit mehr, den Blick rückwärts zu wenden: Unsere Truppen rollen an! Pfeilschnelle Flugzeuge wirbeln über uns hinweg und werden vom Dunst und Nebel verschluckt. Aufklärer ziehen ihre Bahnen. Da sind die ersten Einheiten der Erdtruppen, Soldaten der Aufklärungsabteilung, Kradschützen, Pioniere, Panzerjäger, Männer der Schützenregimenter und der Nachrichteneinheiten, Artillerie, und nun die Panzer aller Größen, die dieser Kampfgruppe den Namen gegeben haben.

Die Männer, die hier auf ihren Fahrzeugen Gewehr und MG umfassen, die ihre Krasträder über die Bohlen steuern, die so jugendfroh auf ihren Panzern stehen, sie haben an ihre Fahnen Namen geheftet, die immer vom Ruhm deutscher Waffen erzählen werden. Alle diese entscheidenden Schlachten werden wieder in uns lebendig, wenn Panzer, Panzergeschütze und Sturmartillerie hier an uns vorüberrasseln.

Sie rollen auf den dumpf tönenden Bohlen der deutschen Kriegsbrücke über die Donau in das verbündete Bulgarien, dessen Menschen uns zujubeln wie einem guten Freund, den man nach langen Jahren wiederseht.

Der Führer hat gesagt: Wir werden England da angreifen, wo es sich zeigt. Fragt diese Männer der Panzergruppe, die im ersten Morgenlicht des jungen März mit ihrem Marsch über die Donau eine neue Stellung gegen England beziehen, fragt sie, ob wir die Kraft dazu haben!

Flieger beim Zerbrechen einer Wehrmacht

Jäger und Stukas, Aufklärer und Zerstörer sammeln sich um ihren Fliegerführer in der Dreiländerecke Rumänien — Ungarn — Jugoslawien. Gruppe um Gruppe fliegt ein. Den Volksdeutschen des Banats schlägt das Herz höher, sie erleben das Zupacken der deutschen Luftwaffe.

Sonnig strahlt der 6. April auf. An der Spitze seiner Stukas führt der Kommodore die Verbände gegen Belgrad. Hier eine Bombe auf Englands Gesandtschaft, dort einen Bombenregen in die Kaserne der königlichen Garde, dann Treffer auf dem königlichen Schloß.

Ein zweiter Angriff verteilt die Stukas, die Jäger und Zerstörer. Sechs Flugzeuge erzittern unter deutschen Bomben. 39 Maschinen werden am Boden zerschmettert. Transportzüge und Pontonbrücken erhalten Stukatrefter, Zerstörer vernichten mit ihren MG 12 Lokomotiven. 30 Kesselwagen flammen auf, Bahnhöfe und Eisenbahnknotenpunkte werden vernichtet.

Neue Verbände rollen an. Der motorisierte Nachschub frisst die Kilometer von Wien durch Ungarn nach Rumänien auf einer Straße, die eingesäumt ist von Menschen, die den deutschen Soldaten zjubeln. Drunten aber, in Jugoslawien, hat die Armeegruppe Kleist mit ihren Panzern ihren Zug quer durch das serbische Land begonnen.

Zur Unterstützung der Panzer stürzen sich Jäger auf den Gegner, ihre MG zermürben den Feind. Stukas und Zerstörer zerschmettern die Kolonnen, 30 Fackeln flammen auf dem Flugplatz Bijeljina. Hier haben die Zerstörer ihre Punktarbeit geleistet. 30 jugoslawische Maschinen liegen am Boden vernichtet.

Der 12. April bringt das Eingreifen der Ungarn. Die deutsche Wehrmacht tritt gegen Belgrad an. Rasch geht der Stoß gegen die Donau vor, selbständig besetzen deutsche Jäger den Flugplatz von Pancevo. Stunden später rollen unsere Ju am Platze ein. Zwei Jagdflieger machen sich nun selbständig, sie fliegen ihre Me 109 hinüber nach Zemun, zerstören 16 Maschinen am Boden und nehmen dann den serbischen Horstkommandanten gefangen. Im zweiten Anflug holen sie ihn über die Donau herüber.

Am 13. April wird Belgrad besetzt. Nun ist der Fliegerkommodore nicht mehr zu halten. Er will hinein nach Serbien, der Flugplatz Bijeljina hat es ihm angetan. Das Wetter kann den Flieger nicht erschüttern. Nach schwerem Start führt ein Major die Kette mit den Landungstruppen. Die braven Ju

durchstoßen eine Regenwand. In Neusatz überfliegen wir die Donau; die feste Peterwardein, wo einst viel deutsches Blut vergossen wurde, grüßt herauf. Der Jagdschutz empfängt uns, und Bijeljina liegt zu unseren Füßen. Der Kranz der am Boden zerschmetterten Maschinen bestätigt uns die Arbeit der Fliegerkameraden. Wir rollen auf den Platz. Zunächst ist alles menschenleer, dann eine Gruppe junger Männer. Zwei sprechen serbisch, einer deutsch. Als Nationalisten wollen sie uns die Hände drücken. Wir aber müssen den schützenden Kranz um unseren Flugplatz legen. Kunde um Kunde brausen unsere Jäger um den Platz. Dann naht eine Gruppe Volksdeutscher, die Sakentkreuzbinde schmückt einige von ihnen. Sie heißen Lang und Gruber, sie heißen Böhm und Meier. „Sei unseren Befreiern!“ klingt es aus ihrem Mund. Nächstelang haben sie gebangt, ob nicht die Serben ihre Höfe in Flammen aufgehen lassen, den Rundfunk hat man ihnen zerschlagen, mit Mistgabeln wachten sie Nacht für Nacht um ihre Lieben. Ein anderer stürzt herbei, er ist des Nachts aus der serbischen Armee geflüchtet. Er ist erschüttert, daß er nun unter Deutschen stehen darf. Der Kommodore, der in seiner Ju 87 gelandet war, steigt wieder auf. Er sucht Verbindung mit der Gruppe Kleist.

Zum zweiten Flug starten unsere Ju 52 zurück. Ein kleiner Kreis beherzter Männer verteidigt nun den Flugplatz. Das Bild ändert sich. Die Serben greifen an. Maschinenpistolen und MG sprechen ihre Sprache. Dieser und jener Kamerad zahlt seinen höchsten Einsatz, manch einer ist verwundet. Der Funker ruft nach Kameraden durch die Luft. Die Jäger fallen ein. In kreisendem Flug hämmern ihre MG mitten in die Serben. Stukas fliegen an und setzen ihre Bomben in die Angreifer. Neue Ju bringen Verstärkung. Dort, wo Kameraden ausgefallen sind, schwärmen andere ein. Noch geht der Kampf weiter. Doch immer weiter kreisen unsere Jäger, und nun naht ein Zug der schnellen Truppen.

Bald wird der Gefechtslärm ruhiger. Die deutsche Wehrmacht siegt. Heiß ist die Sonne aufgestrahlt am österlichen Himmel, sie hat die Wolkenwand durchbrochen. 200 Serben sind gefangen. Die Ju bringen sie fort, damit sie nicht mehr zu den Waffen greifen können. Am späten Mittag aber naht der Parlamentär. Er bringt das Schreiben der Brigade: der Feind will die Waffen strecken.

Griechische Bunker im Feuerhagel

Das wird ein böses Erwachen für die Griechen an diesem Sonntagmorgen, an diesem 6. April 1941, den wir mit dicken roten Strichen in unserem Tagebuch ankreuzen. Noch liegt die Nacht über dem weiten Land. Im Funkeln der Sterne und im schwachen Schimmer des Mondes ragen drüben schwarz und gespenstisch die Bergriesen in den nächtlichen Himmel. Dort ist Griechenland, dort liegen die griechischen Soldaten, die sich für Englands Interessen schlagen müssen. Eine starke, schwer ausgebaute Befestigungslinie steht uns drüben entgegen. Wie oft haben wir in den vergangenen Tagen, in den Tagen, da sich der Aufmarsch des deutschen Balkanheeres gegen die letzten Bollwerke Englands auf dem Kontinent vollendete, auf der Kuppe unseres Berges gestanden, 200 Meter von der griechischen Grenze entfernt, und im Fernrohr die Bunker beobachtet, die wie dicke Wülste drüben an den Bergen kleben. Wie oft haben wir in die Forts gespäht, in die Höcker und Straßensperren, die den Vormarsch unserer Armee aufhalten sollen.

Nun ist es soweit. Unser Heer ist längs der bulgarischen Grenze aufmarschiert, im Hinterland stehen die Geschwader und Staffeln der deutschen Fliegerverbände startbereit. Es ist noch früh am Morgen, als halbrechts die ersten Gewehrschüsse, das erste kurze Tacken der Maschinengewehre hörbar wird. Wenig später ist auch weiter vorn ein kurzes, scharfes Knallen zu hören. „Die ersten Grenzvereinigungen“, meint der Oberleutnant, der Chef der schweren Batterie, in deren Nähe wir sind, um den Verlauf der Kampfhandlungen zu beobachten. Ja, da irgendwo in der Richtung des Gefechtslärms muß das griechische Grenzhäuser liegen. 30 Mann stark ist die Wache in diesem am weitesten gegen die deutschen Linien vorgeschobenen Posten.

Die Aufgabe lautet, dieses Grenzhäuser zu nehmen und seine Besatzung auszuheben. Im Schutz der Dunkelheit und des buschbestandenen Geländes, das eine gute Tarnung ermöglicht, arbeiten sich die deutschen Soldaten vor. Immer und immer wieder lassen sie ihre Gewehre und MG sprechen. Aber die drüben wehren sich hartnäckig. Mit MG und Maschinepistolen erwidern sie das Feuer. Doch als ihnen eine geballte Ladung in das Grenzhäuser fliegt, ist es mit ihrer Kunst aus. Ein kurzer, harter Aufschlag, als ob ein Knall gegen eine hohle Wand prallt, eine Flamme, dichte Rauchwolken, Krachen, das Dach fällt ein, die Wände bersten... Sprungweise, immer wieder hinter Büschen und Bäumen Deckung suchend, arbeiten sich die Soldaten vor. Dann sind sie am

Grenzhaus. Im Nu ist die Wache überwältigt; einige der griechischen Soldaten sind gefallen, die anderen werden gefangen abgeführt.

Auch das nächste, etwa anderthalb Kilometer entfernt liegende griechische Zoll- und Grenzhaus ist bereits von einem andern Stoßtrupp genommen. Ein Flammensignal flackert aus den Ruinen des Daches, dann fällt der leichte Bau in sich zusammen. Eine halbe Stunde später sind nur noch die verkohlten Gerüste zu sehen, um die die letzten erlöschenden Flammen züngeln.

Die ersten Grenzscharmützel haben die Griechen auf den Plan gerufen. Drüben steigen rote und grüne Lichter hoch, Leuchtsignale, mit denen den Truppen irgendwelche Befehle gegeben werden sollen, aber noch rührt sich nichts. Nur in den Bergen bricht sich hier und da der Schall eines einzelnen Schusses. Dann ist wieder tiefe Stille. Da aber spritzen an dem Weg, der mehrere Kilometer rechts von uns liegt, in rasendem Tempo kurze gelbe Fäden entlang. Dort geht jetzt eine deutsche Batterie zum Angriff gegen die ersten griechischen Bunker vor. Wir können nichts hören; nur die gespensterhaft aufblitzende Bahn der Leuchtspurmunition verrät uns etwas vom Verlauf des Kampfes. Ein heftiger Geschosshagel prasselt auf die Bunker, von denen die Batterie nur wenige hundert Meter entfernt steht. Die Wirkung muß furchtbar sein.

Dann wird es auch bei uns lebendig. Mehr und mehr Gestalten tauchen im Dämmerlicht auf. Unser Batteriechef schaut auf die Uhr. Die ersten kurzen, klaren Kommandos gehen hinaus zu den Geschützen. Bruchteile später aufblitzendes Mündungsfeuer, ein donnernder Knall, der sich in den Bergkesseln tausendfältig bricht. Sekunden darauf blitzt es drüben auf. Aufmerksam prüft der Oberleutnant am Kommandogerät das Ergebnis, dann verbessert er die Einstellungen, neue Befehle gehen zu den Geschützen. Wieder das Aufheulen der Granaten, wieder das Aufblitzen der Einschläge drüben. Noch etwas zu weit liegen die Geschosse. Noch einmal wird die Einstellung korrigiert, wird die neue Zahl weitergeleitet. Dann stimmt es. Mitten in die feindlichen Bunkerlinien hinein bohren sich die Granaten unserer schweren Artillerie. Auch die anderen Batterien haben sich inzwischen eingeschossen. Unzählige Rohre richten ihre Mündungen gegen die griechischen Bunker. Das Einschieseln ist beendet, und schon stehen drüben die ersten schwarzen Rauchpilze über den Bergen. Noch hat aber das Wirkungsschießen nicht begonnen. Die Griechen werden Augen machen!

Inzwischen ist der Morgen in strahlender Schönheit heraufgezogen. Ein leuchtend roter Schimmer liegt über den teilweise noch schneebedeckten Bergen. Da wird oben in der Luft ein leichtes Brummen hörbar, das schnell anschwillt. Stukastaffel um Stukastaffel zieht heran. Silber glänzen die Tragflächen der stählernen Vögel in der Morgensonne. Dicht vor der Grenze teilen sich die

Staffeln, suchen sich ihre Ziele. Gespannt beobachten wir unten das Schauspiel. Noch ein Stück Geradeausflug, dann stürzen sie in steilem Sturzflug der Erde zu, Sabichten gleich, denen ihre Beute nicht mehr entgehen kann. Sie treffen genau! Kurz über den Bunkern fangen sie ihre Vögel ab, lassen den eisernen Segen heruntersausen. Überall, wo die Stukas geworfen haben, steigen in dichten Wellen Rauchwolken hoch, die sich wie ein schwarzer Schleier über die Berge legen. Die ersten Staffeln sind abgedreht; aber immer neue Verbände kommen heran. Wuchtig und genau fliegen sie ihre Angriffe, immer die dicken Rauchpilze als sichtbares Zeichen des Erfolges hinter sich lassend. Kein feindliches Flugzeug läßt sich blicken.

Dann zieht wieder die Artillerie auf den Plan. Granate auf Granate jagt jetzt in pausenlosem Feuer auf die feindlichen Stellungen. Das Tal hallt wider von den Einschlägen schwerer Geschosse. Denen drüben wird keine Atempause mehr gelassen. In systematischem Beschuß wird Bunker auf Bunker erledigt. Ein gewaltiger Eisen- und Feuerhagel ergießt sich auf die griechischen Befestigungslinien. Qualm und Rauch haben sich wie eine dichte, undurchdringliche Decke über die Forts gelegt. Immer und immer wieder braust und zischt es über unsere Köpfe hinweg, sucht sich seinen Weg zum feindlichen Ziel.

Auffallend schwach ist die Gegenwehr. Ob es den Griechen schon den Atem verschlagen hat? Die Kampfmusik wird jetzt fast ausschließlich von deutschen Geschützen bestritten. Dazwischen tacken die Maschinengewehre und -pistolen, heulen die leichten Geschütze ihre Munition hinaus. Dann brummen wieder Stukas heran. Kampfverbände folgen ihnen, dann wieder die Artillerie, dann die Stukas in ständigem Wechsel.

Vorn aber liegen bereits die Bataillone der Infanterie zum Sturm bereit, und drüben auf der anderen Talseite warten die Panzer auf ihren Einsatz.

Die 6. Kompanie nimmt die Eisenbahnbrücke

Die 6. Kompanie eines Infanterieregiments erhält für den 6. April folgenden Befehl: Die Kompanie nimmt die Eisenbahnbrücke bei X. unversehrt und bildet einen Brückenkopf auf einer etwa drei Kilometer südlich gelegenen Höhe. Dazu setzt ein Leutnant mit zwei Flosssäcken, in denen sich Pioniere und Schützen befinden, über den Grenzfluß Mur und schleicht sich an die Brücke heran. Die Kompanie folgt mit 30 Meter Abstand über die Brücke, der erste Zug greift links, der zweite rechts des Bahndammes an. Der dritte geht rückwärts zum Schutz der rechten Flanke vor. Die Kompanie stößt bis 3. durch.

Im Morgengrauen des Angriffstages setzt der Leutnant wie befohlen mit zwei Flosssäcken über den Grenzfluß. Unmittelbar vor der Landung eröffnet der Feind auf einmal das Feuer. Um die Brücke vor der Sprengung durch den Gegner zu bewahren, muß der erste Zug der 6. Kompanie mit einem SMG, zwei Pak und einer schweren Granatwerfergruppe im Sturm über die Eisenbahnbrücke gehen. Der Serbe hat hier wie überall an der Grenze Brücken- und Grenzstraßenübergänge mit vorzüglich getarnten Bunkern gesichert. Kaum sind die deutschen Soldaten am jenseitigen Ufer, da bricht aus einer rückwärtigen Stellung des Feindes und aus einem bis dahin noch nicht erkundeten Bunker MG- und Gewehrfeuer los. Die Kompanie hat ihre ersten Verluste an Toten und Verwundeten. Doch deshalb erlahmt der Angriff nicht.

Mit dem gleichen schneidigen Vorwärtsdrängen, das die Kompanie bei ihrem Einsatz im Westen, beim Durchbruch durch die Maginotlinie und anderen Kämpfen auszeichnete, wird der Angriff auf eine vom Feind besetzte Mühle und eine dahinter liegende kleine Kaserne vorgetragen.

In der Kaserne ist die etwa 40 Mann starke Brückenwache untergebracht, die sich hier im Schutz der dahinter liegenden Stellungen und Bunker verteidigt. Im Handstreich werden Mühle und Kaserne genommen, und dann geht es ran an die Bunker. Artillerie steht nicht zur Verfügung, lediglich die Pakgeschütze, die über die Eisenbahnschwellen gehoben werden, um am jenseitigen Ufer sofort in Stellung zu gehen.

Nach kurzer Feuervorbereitung geht der Sturm auf die Bunker los. Handgranaten fliegen vor die Scharten und senden ihre Splitter ins Innere. Diesem Angriffsgeist hält der Feind nicht stand. Er geht zurück, sammelt sich in der Ortschaft und setzt zum Gegenstoß an. Noch sind erst ganz schwache deutsche Kräfte an den Ort herangekommen, den Serben um ein Vielfaches unterlegen.

Ein MG, zwei Maschinenpistolen und zwei Gewehrschützen werfen den Angreifer zurück und treiben ihn der an der Flanke angreifenden 5. Kompanie des Regiments direkt in die Arme.

Die Serben sehen ein, daß Widerstand nutzlos ist und ergeben sich. Aber der gegnerische Widerstand ist noch nicht gebrochen. Beim Weiterstürmen auf eine südlich gelegene Höhe gibt es erneut Feuer aus rückwärtigen serbischen Bunkern. Wieder setzen Teile der Kompanie zum Bunkersturm an. Mit dem gleichen Erfolg wie vorher: Nach kurzem, heftigen Beschuß ergibt sich die Bunkerbesatzung, und weiter geht es.

Auf halber Höhe, ostwärts des dominierenden Berges, auf dem sich die Serben zur Verteidigung festgesetzt haben, gibt es starkes Feuer von rechts. MG und Pak kämpfen auch hier den Gegner nieder. Im Sturm wird nun die Höhe erreicht, auf der der Brückenkopf gebildet werden soll. Der Feind flieht. Er rennt, was er laufen kann, um den vernichtenden Schlägen der deutschen Infanterie zu entgehen.

In Feindesland hinein!

Unter den Stellen, an denen das deutsche Heer zum Angriff gegen die Streitkräfte der Engländer und die mit ihnen gemeinsame Sache machende serbische Armee im Südosten angetreten ist, besitzt die deutsch-jugoslawische Grenze eine besondere Bedeutung, weil hier unmittelbar deutsches Reichsgebiet bedroht war. Dieser Grenzabschnitt in den Reichsgauen Steiermark und Kärnten hat eine Ausdehnung von rund 325 Kilometer.

Im Morgengrauen des 6. April überschritten deutsche Späh- und Stoßtruppen diese Linie, die sich von den Karawanken über das Bacher- und Windisch-Buchelgebirge, zwischen Straß und Radkersburg ein Stück der Mur folgend, bis zur ungarischen Grenze erstreckt.

Als nach dem Weltkrieg das vereinigte Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen entstand, sicherte sich der neue Staat hier unter willkürlicher Verletzung völkischer, geographischer und wirtschaftlicher Gegebenheiten eine Grenze, bei der es ihm vor allem auf die Gewinnung strategisch wichtiger Punkte ankam. Jugoslawien setzte sich in den Besitz zahlreicher beherrschender Höhen, von denen aus die südliche Ostmark nicht nur eingesehen, sondern auch militärisch in Schach gehalten werden kann. Während sich südlich der Karawanken der Ostteil der Julischen und die Steiner Alpen als ausgesprochenes Hochgebirge mit wasserscheidenden Rücken zwischen markanten Tälern erstrecken, stuft sich das Gelände nach Osten zu ab. Etwa von Unterdrauburg bis Marburg weist das Bachergebirge noch hohe, teilweise steilere Mittelgebirgsformen auf, um dann über ein schwach zerschnittenes Plattenland zwischen den Flüssen Drau und Mur in Hügelland und Ebene abzufallen.

Ein Teil der westlich vorgehenden Truppen hatte es insbesondere mit der Wegnahme von Höhen zu tun, während im Strongebiet noch die Inbesitznahme von Flußübergängen und die Bildung von Brückenköpfen hinzutrat. Befehlsgemäß verlief diese Aktion von den frühen Morgenstunden bis zum Sonntagnachmittag in zügigem Schwung und unter Brechung feindlichen Widerstandes an mehreren Stellen. Als sich die Sonne neigte, waren die befohlenen Tagesziele erreicht. Wie immer hat sich der hier eingesetzte Soldat — geleitet von einer Führung, die von den raumgreifendsten Bewegungen bis zur kleinsten taktischen Kampfphase jede Maßnahme und jeden Schritt wohl durchdacht hatte — in hervorragender Weise bewährt.

Im Gegensatz zum Feind, der erhebliche Einbuße an wichtigen Stellungen sowie Verluste an Gefangenen, Verletzten und Gefallenen erlitt, sind die deutschen Ausfälle kaum nennenswert.

Mit der dem deutschen Soldaten eigenen kühlen Haltung und selbstverständlichen Gelassenheit nahm die Truppe, die am Sonntag früh fast überall noch den Tagesbefehl des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht an die Südostarmee hörte, den Befehl zum neuen Vorgehen auf.

In den kleinen sauberen Dörfern und Marktsiedeln der südlichen Steiermark herrschte an diesem frühlingshaften Sonntagmorgen ein lebhaftes Treiben. Aus der Dämmerung der Nacht treten die bewaldeten Höhen zunächst in zaghaften Umrissen, dann von Minute zu Minute deutlicher hervor. Jenseits des kleinen Grenzbaches liegt auf einer Anhöhe das Wachgebäude der jugoslawischen Granitscharen, der Grenztruppen. Es beherrscht zusammen mit irgendwo im Gelände liegenden MG-Stellungen und Bunkern die über den Grenzbach führende Brücke und die dort auflaufende Straße.

An einen Infanterie-, Pionier- und einen Schützengzug ergeht der Befehl, sich in den Besitz des Granitscharenhauses zu setzen und die Bunker auszuheben. Die Züge stellen sich bereit. Unendlich langsam verrinnen die Minuten. Plötzlich peitscht vom jugoslawischen Zollgebäude an der Brücke her ein Gewehrschuß in die Stille hinein. Los! Die beiden Züge setzen sich in Bewegung. Wiesen, Äcker, Höhen, Schluchten, einen Bach, Gestrüpp, Wege überwindend, sind sie fast zu gleicher Zeit an dem Grenzerhaus angelangt. Das Nest ist jedoch leer, die Betten unberührt, im übrigen aber alles wild durcheinandergeworfen, der Fernsprechananschluß zerstört.

Inzwischen ist es heller geworden, und in weiterer Ausführung ihres Auftrags gehen die beiden Züge in Richtung der Straße weiter vor. Hier schlägt ihnen bald stärkeres Maschinengewehrfeuer aus einem den nächsten Wegabschnitt beherrschenden Bunker entgegen. Die Infanteristen unterlaufen das Feuer, erreichen die gut getarnte Stellung und bringen nach wenigen Minuten schon durch eine geballte Ladung den Bunker zum Schweigen. Fünf Gegner, teilweise verletzt, werden gefangengenommen. Ein Mann der Besatzung hat den Widerstand mit seinem Leben bezahlen müssen. In den frühen Nachmittagsstunden ereilt auch einen zweiten Bunker sein Schicksal, und am weiteren Verlauf dieses Kampfes kann auch die Tatsache nichts ändern, daß der Gegner durch Straßen- und Brückensprengungen den deutschen Vormarsch zu hindern sucht.

Wie an dieser Stelle sind die deutschen Truppen überall an der neu entstandenen Front im Begriff, den Operationsraum zu erweitern. Bei E. nahmen sie schon in den Vormittagsstunden nicht weniger als neun Bunker, und trotz Minen- und sonstiger Sperren erreichten bereits am Nachmittag Spähtruppen

einer Radfahrerschwadron eine bedeutendere Stadt. Einige Murbbrücken fielen unverfehrt in deutsche Sand, so bei M. durch das kühne Verhalten eines Unteroffiziers, der sich unter der Brücke hindurch an das jugoslawische Ufer herangepirschte und die bereits für die vorbereitete Sprengung angelegte Zündschnur durchschnitt. Im schnellsten Vorstoß wurden zwei Grenzschutzkompanien der Granitscharen — etwa 300 Mann — gefangen genommen. Ein Teil der Leute war noch in Zivil, da sie nach der Generalmobilmachung der jugoslawischen Armee erst am Abend vorher eingetroffen waren. Systematisch sind dann die deutschen Infanterie- und motorisierten Einheiten an die Durchkämung des ganzen in Besitz genommenen Geländes herangegangen.

Während des ganzen ersten Tages waren südlich der steierischen Grenze außerordentlich heftige Detonationen vernehmbar, die auf eine immer weitergehende Zerstörung von Eisenbahn-, Straßen- und Brückenanlagen durch die Serben hinwiesen. Mit welcher Rücksichtslosigkeit dabei vorgegangen wird, bezeugen auch die Aussagen der Gefangenen, die an der steierischen Front eingebracht worden sind. Zu einem großen Teil handelt es sich hier um Kroaten und Slowenen.

Die ersten beiden Tage haben im Alpenabschnitt der Südostfront gezeigt, daß der deutsche Soldat — wie bisher auf allen Kriegsschauplätzen in Ost, Nord und West — auch hier mit unerschütterlicher Siegeszuversicht angetreten ist.

Aufmarsch gegen Griechenland

Auf den Straßen Südbulgariens liegt ein Meer von Staub. Seit Tagen schon hat sich auf diesen Straßen, die mit ihren Schlaglöchern, mit ihren steilen Abfahrten, mit ihren Spitzkehren, mit ihrem schlechten Schotter unseren Fahrzeugen wie den Fahrern das Letzte abverlangten, mit der Genauigkeit eines Uhrwerks der Aufmarsch der deutschen Truppen abgespielt, die berufen sind, die letzten Bastionen niederzukämpfen, über die England noch auf dem europäischen Festland verfügt.

Endlos war die Schlange der Kolonnen, die sich Tag für Tag und Nacht für Nacht durch das enge Tal zog. Mit den motorisierten Abteilungen begann es. Motorisierte Teile der Gebirgstruppen, Flakartillerie, Panzer, die ersten Nachschubkolonnen, die dicken Prozen der schweren Artillerie. Und weit voraus die Nachrichtenabteilungen, die in kürzester Zeit die Nachrichtenverbindung von den vorderen Gefechtsständen zu den rückwärtigen Teilen der Armee herstellen.

Wenige Tage nach dem Eintreffen der motorisierten Kolonnen hatten auch die Fußtruppen ihre Stellungen im Grenzraum erreicht. Und weiter ging der unabsehbare Zug der Kolonnen. Pioniere, Bodeneinheiten der Luftwaffe und zwischendurch immer wieder die Nachschubkolonnen, die Kriegsmaterial in unzählbaren Mengen heranschafften. Bautrupps und Pioniere wirkten unermüdlich an der Verbesserung und Verbreiterung der Straßen, so daß schon bald ein reibungsloser Gegenverkehr möglich war. Als besonders starkes Verkehrshindernis hatte sich während des Vormarsches ein fast 20 Kilometer langer schluchtenreicher und zerklüfteter Engpaß herausgestellt. Ihm rückten ein Spezial-Pionierkommando und mehrere Baukolonnen des Seeres zu Leibe. In rastloser Arbeit, die nachts bei Scheinwerferlicht fortgesetzt wurde, gingen sie an den Ausbau der kurvenreichen, teils haarscharf an schäumenden Strudeln eines flusses vorbeiführenden, teils terrassenförmig Hunderte von Metern über den Fluß eingesprengten Engpaß-Straße. Schon kurze Zeit später hatte sie viel von ihrer Gefährlichkeit verloren und ermöglichte den immer noch nachrückenden Verbänden ein schnelleres Vordringen als ihren Vorgängern. Unerfindlich aber blieb, wohin der riesige Seereswurm verschwand, der sich mit gleichbleibender Regelmäßigkeit durch das Tal wälzte. Wer die Hauptstraße des Tales entlangfuhr, sah nur wenig von dem riesigen Truppenkontingent, das hier gegen Griechenland auf-

marschierte. Seitentäler, verborgene Schluchten, zum Tal hin unsichtbare Bergwände des gewaltigen Massivs, das wie ein riesiger weißer Rahmen das Tal umgibt, verschlückten das Gros der Truppen und sicherten den Aufmarsch.

Inzwischen stapelte sich an Straßen und Wegen in gewaltigen Mengen das so wichtige Kriegs- und Nachschubmaterial. Armee-Betriebsstoff-Lager und Armee-Munitions-Lager schossen wie Pilze aus dem Boden. In den größeren Städten waren bald die ersten Armee-Verpflegungslager eingerichtet, die eine ausreichende Versorgung der hier unten eingesetzten Truppen sicherten. Kranken-Sammelpunkte für die verstreut in den Bergen liegenden Einheiten, Feldlazarette, Kraftfahrzeug-Werkstätten, Feldpostämter, Feldkassen und was an sonstigen Einrichtungen nun einmal zum Troß einer Armee gehört, ließen erkennen, mit welcher peinlichen Sorgfalt die Wehrmacht auch diesmal wieder ihren Aufmarsch durchführte. Gleichlaufend mit den ersten Seeresverbänden waren auch starke Streitkräfte der deutschen Luftwaffe auf den bulgarischen Flugplätzen eingefallen. So wie das Meer seine Ausgangsstellungen gegen Griechenland und seine britischen Zelfer bezog, so bereitete auch das Bodenpersonal der Luftwaffe planmäßig den Einsatz seiner fliegenden Verbände vor. Tägliche Übungsflüge schärften das fliegerische Gefühl der Besatzungen und vervollkommneten die Fähigkeit der neuhinzugekommenen Flugzeugführer. In täglichen Grenzüberwachungsflügen stehen unsere Jäger schon im Einsatz und schützen den Aufmarsch der deutschen Truppen dicht unter den Augen des Feindes. Wir haben auf den Feldflughäfen und auf den Aufmarschstraßen Südbulgariens so manche Staffel, so manches Regimentszeichen wiedergesehen, das wir schon von den Kriegsschauplätzen des Ostens oder Westens her kannten. Diese Truppen, die samt und sonders seit Monaten schon nicht mehr am Feind gewesen sind, brennen auf den neuen Einsatz. Sie wollen zeigen, daß ihr Kasten kein Kasten gewesen ist, und sind stolz auf die ihnen zugewiesene Aufgabe, Englands letzte Bollwerke auf dem Balkan zu vernichten.

Der Aufmarsch gegen Griechenland ist beendet. Die Sturmkompanien der Gebirgsjäger und Infanterie stehen bereit, die Panzer warten auf den Marschbefehl, die schweren Geschütze sind auf die gegenüberliegenden feindlichen Befestigungslinien gerichtet.

Stuka-Angriff im Morgengrauen

Am Vorabend des Großangriffs auf die griechischen Grenzstellungen rollten die schweren Panzerkampfwagen an unserem südbulgarischen Feldflughafen vorbei, riesige Staubwolken im Gefolge. Schemenhaft verschwanden sie in dem mehlig-gelben Dunst, durch den wir nun schon seit Wochen mit unseren endlosen Kolonnen in diesem bulgarischen Bergland ziehen.

Es war also soweit!

Jeder von uns kannte die Situation. Wir hatten uns schon Tage zuvor bis auf Sichtweite an den sogenannten „Festungsberg“ herangemacht, eine Bergstellung, die stellenweise mit Bunkern, Feldbefestigungen, Tankhindernissen und Munitionslagern gespickt war. Ohne Angriff aus der Luft würde diese landschaftlich günstige Stellung ein sehr schwer zu nehmendes Hindernis für den Vormarsch sein. Die Lage war klar. Der Einsatzbefehl, der noch am späten Abend erfolgte, verschaffte uns endgültige Gewissheit. Das wunderbar bewährte Zusammenspiel zwischen Luftwaffe, Artillerie und Gebirgstruppen einerseits und Luftwaffe und Panzer andererseits nahm seinen Anfang.

„Die erste Staffel und der Stab stürzen auf X, die zweite und dritte Staffel auf Y. Start um 5.30 Uhr, erster Angriff um 6.10 Uhr. Es ist mit einer Höchstzahl von Einsätzen zu rechnen. Die Besatzungen sind...“

Der Staffelf kapitän sprach zu seinen Flugzeugführern und Fliegergeschützen, die sämtlich wie gebannt auf das Luftbild blickten, das einen trefflichen Eindruck von den bereits erkundeten Stellungen in den weiten Falten dieses Gebirgsmassivs vermittelte. „Wir starten zum ersten Angriff noch von hier aus, landen dann auf unserem Feldflughafen in der Nähe von Z. Noch etwas unklar? Nein! Also, dann Hals- und Beinbruch!“

Die Schatten der Nacht hängen noch zwischen den Bergen, als schlagartig unser Gorg zu Leben erwacht. Mit einer Präzision ohnegleichen rollt das Programm ab. Motoren werden angelassen, um warm zu laufen, Bomben untergehängt und MG eingebaut. Noch stehen unsere Raubvögel mit den gelben Schnauzen in ihren gegen Feindsicht gut getarnten Büschen und Gestrüppen. In wenigen Minuten werden sie, ihrer Fesseln ledig, aufbrüllend die Startbahn verlassen und sich zum ersten Angriff in die dämmerige Luft erheben.

Es ist ein unvergeßlich schönes Bild. Wir haben Positionslichter gesetzt, bläulich-graue Schatten liegen auf den Hängen, und langsam schiebt sich

die Sonne wie ein blutiger Ball über den schneeweißen Kamm des Grenzgebirges. Wir haben gesammelt, ein paar große Schleifen genügen, um uns auf große Höhe zu bringen. Unter uns wie Spielzeuge Häuser und als blaues, gewundenes Band ein Fluß.

Plötzlich flammt irgendwo in den Bergen ein Licht, schlagartig zucken rechts und links vor uns Mündungsfeuer auf. Ein Fesselballon ist hochgegangen, um das Artilleriefeuer zu leiten. Der Kampf hat begonnen. So muß auch der Durchbruch durch die Weygandlinie gewesen sein. Wir gehen auf Kurs, heben uns in weitem Bogen um das Gebirgsmassiv heran und greifen an. Immer wieder blitzt es unten auf, irgendwo stehen auch kleine weiße Wölkchen in diesem majestätisch anmutenden Gebirgsriff, und gar nicht weit von uns krepirt kurz vor Beginn des Sturzes eine Granate. Flaß! Dann ist die Föllenfahrt in die Tiefe eingeleitet. Mit voller Bombenlast geht's in die feindlichen Stellungen hinein. Eine Maschine, zwei, drei, vier. Es kracht und blitzt. Riesige Staub- und Trümmerpilze ranken sich hoch, vereinigen sich und ziehen als unheildrohende Schwaden durch das Tal, in das wir mit windender Fahrt hineinschießen, um schemenhaft zu verschwinden, wie wir aufgetaucht sind. Im Schein der strahlend hell gewordenen Sonne legt sich ein dichter Schleier über die Kämme des Frontgebirges, der von der verheerenden Wirkung unserer Bomben und der Granaten unserer stärker und stärker feuernden Artillerie zeugt. Da unten ist die Fölle los.

Der Rest ist Schweigen.

In wenigen Minuten sind sämtliche Maschinen wieder wohlbehalten auf dem behelfsmäßig hergerichteten Platz gelandet. Angesichts der schneeigen Bergkämme vor uns, im Donner des regelmäßig fortgeführten Geschützfeuers werden unsere Vögel von neuem klargemacht, getankt und mit Bomben beladen. Es klappt wie am Schnürchen. Der Staffelfapitän hat trotzdem noch Zeit, mir zum ersten Feindflug zu gratulieren, was ich damit beantworten kann, daß ich ihn selbst zu einem ganz anderen Jubiläum, nämlich zum hundertsten Einsatz, beglückwünschen kann. Ganze 20 Minuten liegen zwischen unserer Rückkehr und dem neuen Start. Noch einmal wird angegriffen, noch einmal mit schweren und schwersten Brocken in diese Stellungen hineingewuchtet, in denen sich aber nichts mehr rührt.

Der erste Schlag scheint tödlich gewesen zu sein.

Diesmal sind wir mit dem Gelände schon restlos vertraut. Dicht bei einem als Saus getarnten Bunker, oberhalb zahlreicher Werke, schlagen unsere Bomben ein, reißen das Widerstandsneß zusammen, das gleich darauf völlig ausbrennt, wie wir auf unserem nächsten Anflug feststellen.

Inzwischen haben die Stoßtrupps unserer Gebirgsjäger gewaltig an Boden gewonnen. Der Leutnant, der unsere Kette führt, streift beim dritten Angriff

im Tiefflug um den Berg herum und erkennt deutsche Landser. Sie winken mit allen möglichen Gegenständen, gestikulieren und geben spontan ihrer Freude über den Anblick des Sturzkampffliegers Ausdruck. Die Jungens haben ganze Arbeit geleistet. Die stark verbreiterten und verlängerten Schlitz an den Bunkern und die ruß- und rauchgeschwärzten Wände zeugen davon, daß ihre Flammenwerfer das Ziel gefunden haben.

Glühend heiß lastet zur Mittagszeit die Sonne auf unserem Platz. Vier, fünf, sechs Einsätze sind schon geflogen, ein Hindernis nach dem anderen wurde beseitigt. Das ganze Bergmassiv vor uns liegt wie hinter einer Nebelwand. Dicker Qualm streift über die Höhen, jenseits des Rammes wüten Brände. Noch nicht sechs Stunden sind vergangen, der Durchbruch ist gelungen, der Weg für uns ist frei.



Der Hellas-Berg wird erstürmt

Es ist der 7. April 1941, 4 Uhr morgens. Langsam kriecht die Dämmerung über das Rhodopegebirge. Gebirgspioniere jagen auf dem Rad die vielen Windungen zur Ebene von Komotini hinab, wo an den schützenden Berghängen die Kolonnen stehen. Sie alle warten darauf, daß die Höhe 510 fällt.

Breit und mächtig sperrt der „Hellas-Berg“ das Tal. Sein Inneres ist eine einzige Festung. Die Bunkernasen allein schauen aus dem Felskoloß heraus, etagenförmig übereinanderggebaut, ringförmig um den ganzen Berg herum. Und schon wird einem klar, daß hier ohne einen erbitterten Kampf niemand durchkommen kann.

Der Kompanieführer der Gebirgs-Pionier-Kompanie, ein Oberleutnant, steht auf dem Regimentsgefechtsstand und sieht durchs Glas. Die Infanterie ist links und rechts ausgebogen und schon weit vorgestoßen. Nur dieser Hellas-Berg steht unerschütterlich als Sperrfront vor dem Weitermarsch. Alle Waffen haben sich dort vergeblich versucht. „Wer wird es schaffen?“ — fragt der Regimentskommandeur. „Meine Pioniere, Herr Oberst“, antwortet der Oberleutnant mit dem Edelweiß auf dem Ärmel.

Und dann wird erkundet, und die Kompanie rückt bis an die letzte Kurve, die Deckung gibt, vor. Den Männern blitzen die Augen. Endlich ein Einsatz, wie man sich ihn immer gewünscht hat. Und sie packen ihre geballten Ladungen und die Nebelkerzen, die Flammenwerfer und die Handgranaten und gehen hintereinander rechts ab von der Straße in ein tiefeingeschnittenes Bachbett hinein. Kletternd und rutschend, durchs Wasser von Fels zu Fels springend, gehen die Gebirgspioniere vor.

Immer näher kommt der Berg, der aus seinen Scharten das ganze Gebiet mit MG-Feuer und Granatwerfern überstreicht. Die Gebirgspioniere keuchen weiter bergan und glauben am Ende aller Kraft zu sein, da wird der letzte trennende Bergrücken erreicht. Es ist 17.30 Uhr, ein langer, heißer Tag.

Da kommen durch die Luft die deutschen Granaten der Artillerievorbereitung und schlagen auf dem Festungsberg ein. Fünfhundert Meter vor den Pionieren haut Granate um Granate in den Bunkerberg.

Das ist der rechte Augenblick für die Gebirgspioniere. Unter dem Schutz der Feuerglocke arbeitet sich der Oberleutnant mit seinen Leuten vor. Wieder rennen, stolpern, stürzen sie nach vorn. Sie legen alle überflüssige Ausrüstung ab und gehen in ungefähre Richtung auf den Hellas-Berg weiter, von dem sie

nichts als einen rauchenden Hügel sehen. Um 18.00 Uhr ist dieses großartige Konzert beendet. Ein feines Summen liegt in der Luft, die deutschen MG, die ihnen Feuerschutz geben. „Nun los, Pioniere!“ ruft der Oberleutnant. Im Lauffschritt geht es den Berg hinauf, Stoßtrupp 1 auf der linken, Stoßtrupp 2 auf der rechten Grabenseite. Stoßtrupp 3 greift 200 Meter weiter rechts an.

Der Graben ist steil. Stickerger, gelber Granatenqualm legt sich auf die Brust. Werden die Scharten der Griechenbunker sich öffnen? Dann schaffen wir's kaum bis hinauf auf den Kegel. Da taucht überraschend an der Grabenseite ein Betonklotz auf. Die Scharte starrt den Oberleutnant an, aber sie ist noch geschlossen. Das Hindernis vor dem nächsten Werk hat die Artillerie zerschossen. Über dem Stoßtrupp, der durch die Lücke flüht, droht ein zweiter, darüber ein dritter Bunker. Etagenweise übereinander. In jedem Werk bleiben ein paar Pioniere zurück. Die MG hämmern auf die Scharten. Noch bleiben sie geschlossen.

Das ist dem Griechen zum Verhängnis geworden. Der Oberleutnant übersteht die Lage und stürmt mit seinen Leuten vorwärts. Der Feind muß in den Bunkern überrumpelt werden; gleich haben wir die Höhe. Noch drei Bunker! Um 18.20 Uhr steht der Oberleutnant mit seinen Leuten auf dem Gipfel des Hellas-Berges und überläßt der Infanterie die Besetzung.

Sofort sammelt der Oberleutnant die Männer seiner Stoßtrupps und stößt mit ihnen nach Süden den Berg hinunter, wo sich noch drei Werkgruppen befinden. Die haben von dem Artilleriefeuer nichts abbekommen, und sie schießen darum aus allen Scharten. Aber nach Süden, talwärts, und das ist wiederum ihr Pech, denn so können die Gebirgspioniere ihnen im wahrsten Sinne des Wortes aufs Dach steigen. Sie bekämpfen von hier aus die Werke und bringen sie zum Schweigen. Die Feldstellungen und Granattrichter ausnutzend, pirschen sie sich an die einzelnen Werkgruppen heran. Die Scharten sind durch große Drahtgitter geschützt, die aber durchschnitten werden können. Dann strecken sie die geballten Ladungen nacheinander in die Scharten, und Bunker um Bunker fällt.

Darauf haben die Gebirgspioniere bis in die Nacht hinein mit dem Ausräuchern und Besetzen der Bunker zu tun. Bei einem von ihnen hilft auch der Flammenwerfer nichts. Da springen ein paar beherzte Pioniere durch den zerstörten Eingang in das Innere des Panzerwerks und drängen mit Handgranaten die Besatzung von 40 Mann zum nächsten Ausgang. Als sie damit beschäftigt sind, läutet am Befehlsstand das Telefon. Ein Pionier geht an den Apparat, hebt den Hörer hoch und ruft auf englisch in die Sprechmuschel hinein: „Eine Division steht auf dem Festungsberg! Sofort ergeben, sonst kein Pardon!“

Ob das gewirkt hat, oder ob die Besatzung, die sich wahrhaft heldenhaft wehrte, einsah, daß gegen deutsche Gebirgspioniere selbst mit den allerdicksten Bunkern nichts auszurichten ist, bleibt unentschieden. Aber der Festungsberg ergibt sich daraufhin, und ein General und 400 Offiziere und Mannschaften, griechische Elitetruppen, gehen in die Gefangenschaft.

Am anderen Morgen, nach einem kurzen Schlaf auf dem Wagen, rollen die Gebirgspioniere mit ihrem Oberleutnant an der Bergfestung „Sellas“ vorbei in die weite Ebene hinein. In der heißen griechischen Sonne flattert auf ihrem Gipfel die Sakerkreuzfahne.

Sie wußten es damals noch nicht, daß sie und ihre Kämpfe in die deutsche Geschichte eingehen würden. Der Abschlußbericht des OKW meldete in diesen Tagen über den Kampfabschnitt des Festungsberges: „Gebirgs- und Infanteriedivisionen durchbrachen in dreitägigem schweren Ringen die dem Gebirgs- und Gelände vorzüglich angepaßten, in Stockwerken übereinander angelegten und in den Fels gehauenen Befestigungen der sogenannten ‚Metaxaslinie‘. Griechische Elitetruppen verteidigten sie überaus heldenmütig. Es kam zu so heftigen Nahkämpfen, wie sie bisher noch auf keinem anderen Kriegsschauplatz stattgefunden hatten.“ Die Pionierwaffe ist stolz darauf, daß ihre Gebirgspioniere dort dabeigewesen sind.

In drei Stunden zehn Bunker genommen

Der Divisionskommandeur führt selbst die Männer, die zuerst über die Grenze gegangen sind und nunmehr jenseits der Grenze bildenden Gebirgszuges die Talstraße Kilometer für Kilometer erkämpfen. Die Jugoslawen haben die Straße mit einer Kette von Bunkern gespickt, die von halber Höhe aus den Weg beherrschen.

Es ist nur eine Handvoll Männer, die nunmehr Bunker um Bunker an der Straße austrüben. Einmal ist es ein Pakgeschütz, hinter dem sehr oft der Divisionskommandeur selbst liegt und das Ziel anrichtet. Das andere Mal eine 15-Zentimeter-Haubitze, die ihre Brocken im direkten Beschuss auf die Betonklöße haut, einige Male auch eine Gruppe von Infanteristen, die sich mit Handgranaten an die Bunker heranpürschen und die Besatzungen ausheben. Dorf um Dorf wird so von den Spitzengruppen des angreifenden Bataillons erreicht, Dorf um Dorf besetzt, Dorf um Dorf von der Herrschaft der Serben befreit, und keiner hat Zeit, die Zahl der Bunker zu registrieren, die der General mit seinen Männern erkämpft und vernichtet. Keiner hat Zeit, denn der General drängt unaufhaltsam vorwärts.

„Brav habt's das gemacht“, ruft einer der Einwohner dem Offizier in der Windjacke zu, von dem er nicht wissen kann, daß das ein General ist, selbst wenn er das Ritterkreuz sieht, das sich der Kommandeur an der Spitze seiner Truppen im Sturm auf die Maginot-Linie geholt hat. „Jetzt habt's uns endlich erlöst“, sagen die Einwohner, mit weißen Tüchern winkend, nachdem sie aus den Häusern hervorgeschaut haben, und sie gestehen gern ein, daß sie noch vor einer Viertelstunde nicht geahnt haben, wie schnell und plötzlich die Serben aus den Bunkern flüchten oder aber im kurzen Kampf mit den Deutschen unterliegen würden.

Der Divisionsgeneral drängt vorwärts. Erst als 150 Meter vor ihm eine schwere, vielleicht zwanzig Meter breite Eisenbahnbrücke über den Talbach von den Serben in letzter Not gesprengt wird und unter lautem Getöse in sich zusammenbricht, scheint der Vormarsch ins Stocken zu geraten, da unmittelbar hinter dieser Brücke ein schwerer Bunker in den Fels eingehauen ist, durch Tannen ausgezeichnet getarnt. Der General selbst hat als erster durch seinen Feldstecher diesen schweren Bunker ausgemacht. Er kniet kurz hinter seinem Panzerabwehrgeschütz und gibt dann dem Geschützführer den Befehl, den

Bunker zu beschießen. Wenige Minuten später hat auch die Haubitze Stellungswechsel gemacht, geht hinter einem Gut in ihre neue Feuerstellung und bedenkt den Bunker auf halber Höhe mit fünf, sechs Granaten, die die Tarnung, den Tannenbestand rings um den Bunker in die Luft fliegen lassen und dem Betonkloz selbst so schwer zusetzen, daß die Besatzung nach rückwärts auskneift. Ein SMG-Galbzug, der links einer Tal Sperre auf halber Höhe gleichzeitig mit der Spitzengruppe vorangegangen ist, nimmt die Bunkerbesatzung unter schweres Feuer. Ein vielfaches Echo hallt von den Bergen längs des Tales wider und mag die moralische Wirkung auf die Flüchtenden womöglich noch verstärken.

Kurze Zeit später ist der Divisionskommandeur mit seinen Männern an der gesprengten Eisenbahnbrücke und klettert als erster über die Trümmer hinüber. Er befiehlt, daß aus dem Sägewerk neben der Brücke die aufgestapelten, frisch gehobelten Bretter geholt und als Notsteg über die Brücke gelegt werden. Dann schaut er kurz hinauf zu dem bloßgelegten Betonbunker über der Talstraße. Der Bunker sieht wenig vertrauenerweckend aus, trotz seiner Dicke und seiner Schwere. In seinem Innern herrscht ein recht unmilitärisches Durcheinander, zum Teil durch die schweren Kaliber unserer Haubitzen, zum Teil auch durch die überstürzte Flucht der überraschten Besatzung verursacht.

Während weiter hinten links und rechts vom Talgrund aus Gruppen und Züge des Bataillons auf die Höhe hinaufgehen, dabei flüchtende slowenische und serbische Soldaten aufgreifen und gefangennehmen, bevor sie sich als Seckenschützen in Gehöften und auf Bäumen wieder festnisten können, auch manche Zivilisten antreffen, die in letzter Minute ein armseliges Bündel geschnürt haben und nicht wissen, wohin sie eigentlich flüchten sollen, während auf Maultieren und Lastwagen der Nachschub für das Bataillon herangebracht wird, drängt der General immer noch vorwärts, und erst die hereinbrechende Dämmerung und ein unerwartetes und unerwünschtes Schneetreiben bieten dem schnellen Vordringen Einhalt.

An der Spitze einer Handvoll Männer, zusammen mit einer Panzerabwehrkanone und einer Haubitze, hat der General in drei Stunden Angriff zehn Bunker in unsere Hand gebracht und eine ganze Menge Gefangene gemacht. Es ist für ihn ein ebenso einfaches wie klares Rechenexempel, daß morgen, wenn der Angriff nicht erst wieder am Nachmittag, sondern in der Frühe beginnt, in sechs Stunden 20 Bunker erkämpft werden müssen, nämlich die zwanzig Bunker, die noch zu nehmen sind, wenn die Verbindung zum angelehnten Bataillon hergestellt werden soll. Und so geschieht es.

Wie die Metaxas-Linie durchbrochen wurde

Seit dem Einmarsch deutscher Truppen in Bulgarien ist nun etwas mehr als ein Monat vergangen. Diese Zeit ist dazu benutzt worden, die deutsche Südostarmee des Generalfeldmarschalls List an der Grenze aufmarschieren zu lassen.

Am 6. April 1941 sind deutsche Truppen in ganzer Breite über die etwa 370 Kilometer lange bulgarisch-griechische Grenze vorgegangen. Es ist wieder Krieg in Mazedonien.

Wer einmal aus dem Flugzeug diese wilde, unzugängliche Bergwelt gesehen hat, in der die wenigen Straßen in tiefen, gewundenen Schluchten verlaufen, die man an den graubraunen Staubfahnen leicht erkennen kann, die in ihnen vom Durchgangsverkehr aufgewühlt wie Nebelsetzen wandern, der wird nicht glauben, daß in solch einem Gebiet eine ganze Armee aufmarschieren konnte. Er wird es nicht für möglich halten, daß man Truppenunterkünfte, Munitions- und Betriebsstofflager, Lazarette, Verpflegungsmagazine, Pionier- und Nachrichtenparks, ja sogar Flugplätze anlegen konnte. Die Pioniere haben hier wieder Meisterleistungen im Brücken- und Straßenbau vollbracht.

Die Ausgänge der Gebirgstäler, die nach Griechenland führen, liegen auf griechischem Gebiet und sind stark befestigt. Die erste Phase des Feldzugs stellt also den Kampf um diese Gebirgsausgänge dar, durch die die deutschen Angriffsdivisionen in allgemeiner Richtung Ägäisches Meer tief gestaffelt durchstoßen müssen. Eine Verwendung von Panzern kommt hierbei nicht in Frage. Es ist hier vielmehr eine Lage wie an der Nisne, wo Infanterie, in diesem Fall hauptsächlich Gebirgsjäger, den Panzern erst den Weg zu einem Gelände bahnen müssen, in dem sie sich voll auswirken können. Das wird auf dem linken Flügel, wo den Griechen in Thrazien das Hinterland zur Verteidigung und die Rückzugsmöglichkeit fehlt, und wo unsere Truppen von den bulgarischen Bergen schon in der Ferne das erstrebte Ziel silbern schimmern sehen, nicht ganz so schwierig sein wie auf dem rechten Flügel in Mazedonien. Hier, wo mit dem gleichen Ziel im Weltkrieg schon jahrelang vergeblich gerungen worden ist, haben die Griechen als Abart der Maginot-Linie ihre schwer bestückte und über hohe Berge verlaufende Metaxas-Linie ausgebaut. In ihr erwarteten sie nun im Vertrauen auf ihre englischen Bundesgenossen den deutschen Ansturm.

Nun ist es soweit. Am 6. April hallen die Täler der mazedonischen Berge in tausendfachem Echo wider von dem Toben der Artillerieschlacht, dem

Geulen der Flugzeugmotoren, dem Donner der einschlagenden Stuka-Bomben und dem unaufhörlichen Rasseln der Maschinengewehre. Die deutsche Südostarmee ist angetreten. Mit Sandgranatenschlägen und Sprengladungen begann es schon im allerersten Frühnebel auf den Bergkämmen, als Stoßtrupps der Gebirgsjäger die Postenlöcher und Bunker der Griechen aushoben, von denen sie freie Sicht auf bulgarisches Gebiet hatten. Und dann setzte ein Feuer ein, das auch an den Großkampftagen im Westen nicht schlimmer war. Jeder Schuß wirkt sich hier mit Echo und Steinschlag nach dem Auftreffen der Granaten doppelt und dreifach aus. Das Gurgeln der großkalibrigen Geschosse läßt die Gebirgsjäger, die in langen Reihen in den Bergtälern mit ihren Mulis hinter ihren Kameraden, die schon oben auf den Höhen die Bunker der Griechen ausräumen, durch blühende Obstgärten und Bergwälder hochsteigen, immer wieder Deckung am Gang suchen. Die bulgarischen Soldaten sind von der Grenze zurückgezogen worden und erleben nun mit großen Augen, in Erdlöchern hockend, was sich vor ihnen abspielt. Sie haben sich auf den Kampf, der auch ihnen ihr Recht bringen soll, gefreut und sind beeindruckt durch die Macht des deutschen Angriffs. Das haben sie doch nicht erwartet.

Der Schwerpunkt des Kampfes liegt am Kupelpaß, dem Durchbruch der Struma in die Ebene von Serres. Die Berge auf beiden Seiten des Flusses sind in modernste Festungen verwandelt, die vom Gegner dicht besetzt sind. Sie stellen das Mittelstück der Metaxas-Linie dar. Zur Eroberung dieser Bergbefestigungen, die bis über 1800 Meter hoch liegen, sind Gebirgsjäger eingesetzt. Sie sollen über die Gipfel seitlich des Passes steigen und diesen von hinten öffnen. Die Posten wurden mit Sandgranaten ausgehoben, wenn es nicht gelang, sie zu überraschen und ihnen die blankte Waffe auf die Brust zu setzen. Die Fernsprengleitungen, die nach hinten zu den Bergbefestigungen laufen, wurden durchschnitten.

Bald schon stolperten die ersten Gefangenen, zum Teil blutend, mit angstverzerrten Gesichtern durch die deutschen Linien den Berg hinunter nach Bulgarien. In diese Aktionen mischt sich nun der erste Schuß, der zum Beginn einer machtvoll einsetzenden Artillerieschlacht wird. Mörser-, Kanonen- und Haubitzenbatterien, Gebirgsgeschütze und Pak nehmen eine volle Stunde lang die Befestigungen unter Feuer. Die Kuppen der Berge versinken in Staubwolken, aus denen immer wieder das rote Blitzen der zerspringenden Granaten aufleuchtet. Ein unaufhörliches Krachen rollt durch die Täler.

Nach diesem Auftakt dröhnen von Norden kommend Stuka-Staffeln, die sich aus dem wolkenlos blauen Himmel auf die Bergbefestigungen stürzen. Die Kuppen schwanke unter den Explosionen der herstenden Bomben. Der Schnee überzieht sich schwarz mit hochgeworfener Erde und Steinen. Auch griechische

Flugzeuge erscheinen kurz, werden aber durch die Flakartillerie vertrieben. Nach dem Stukaangriff setzt wieder das Artilleriefeuer ein. Auf allen Höhen wird getrommelt. Die Antwort der Griechen setzt über die vorderen Linien hinweg in die Täler, in denen die deutschen Truppen zum Angriff bereitgestellt waren, und in denen jetzt die zweite und dritte Welle antritt. Jedem Schuß auf die Berge folgt ein Steinregen.

Nach der Artillerie- und Stukavorbereitung folgt nun der Infanterieangriff. Das Abwehrfeuer des Gegners kann den Angriffsschwung der Gebirgsjäger nicht hemmen. Sie springen und laufen, jede Deckung ausnutzend, an die griechischen Stellungen heran. Sie lassen sich nicht abweisen, als die Griechen nun in den unbeschädigten Bunkern nach dem Artilleriefeuer die Stahlcharten öffnen und das Feuer aufnehmen. Mit Handgranaten, Sprengladungen, Maschinengewehren und Handfeuerwaffen werden die Betonklöße ausgeräumt, in denen sich die Griechen teilweise noch erbittert wehren.

In dem Gelände zwischen den Stellungen, das die Griechen natürlich genau kennen und vermessen haben, wirken sie immer wieder mit Granatwerfern und anderen Steilfeuerwaffen. Es treten Verluste ein. Aber es verliert niemand die Ruhe. Die Verwundeten werden versorgt und gleich von den gefangenen Griechen, die eben erst verstört aus ihren Löchern herausgekrochen sind, nach hinten getragen. Wo der Angriff stecken zu bleiben droht und die Widerstandskraft des Feindes noch nicht erschüttert ist, wird durch die Artilleriebeobachter und Verbindungsmänner Unterstützung der schweren Waffen angefordert. Auch die Stukas fliegen auf besondere Anforderung weitere Angriffe.

So wird in systematischer Arbeit eine starke Befestigung nach der anderen aus der Metaxas-Linie herausgebrochen, ohne daß auf deutscher Seite allzugroße Verluste entstehen. Die Haltung der Gebirgsjäger ist trotz des Kampfes, trotz der heißen Sonne, der entstehenden Waldbrände, deren Qualm die Täler füllt, und trotz der großen Geländeschwierigkeiten fabelhaft. Sie wissen schon jetzt, daß ihnen der Durchbruch durch die Metaxas-Linie im ersten wilden Ansturm glücken wird.

Eine Armee wadet durch Schlamm

Seit drei Tagen sind die deutschen Truppen auf griechischem Boden. Schwerpunkt einer Angriffsgruppe ist die Niederkämpfung der Bunker und Bergstellungen ost- und westwärts der Struma, die den Struma-Durchbruch der deutschen Truppen verhindern sollen.

Die Operationen des ersten Tages waren von schönstem Sonnenschein begünstigt, der eine ausgezeichnete Fernsicht und einwandfreie Beobachtung erlaubte, wenn auch die marschierenden Truppen durch die starke Hitze und die für die Heimat unvorstellbaren Staubmengen auf den nichtbefestigten Straßen sehr zu leiden hatten.

In der Nacht zum zweiten Kampftag fiel das Barometer rapide. Es wurde sehr kalt, und seit dieser Zeit regnet es fast ohne Unterbrechung. Führung und Truppen werden von diesem Wettersturz in gleicher Weise betroffen. Am schlimmsten wirkte sich die Schlechtwetterperiode auf den Straßen aus. Unsere Truppen, die zumeist von Rumänien aus zu Fuß ganz Bulgarien durchquerten, haben schon einige Erfahrung in Balkanstraßenverhältnissen gemacht.

Immerhin ging es in Bulgarien noch ganz leidlich, aber was sie jetzt auf griechischem Boden erleben, das läßt selbst die Schilderungen der polnischen Feldzugsteilnehmer erblaffen. Die dicke Staubschicht hat sich gleich am ersten Regentage in einen schlammigen Brei verwandelt, die nächsten Tage haben den unbefestigten Untergrund aufgelöst, und heute findet man anstelle der Straßen ein tiefes Schlammbad vor.

In unabsehbarer Folge ziehen die Kolonnen der Tragtiere aus dem Tal von den Munitionstapelplätzen und Heeresverpflegungslagern über die Paßstraßen auf die Höhe. Mit Dankbarkeit sieht man diesen langen Transporten nach, die Tag und Nacht ohne Stillstand im feindlichen Granatfeuer durchgeführt werden. Die schweren Zugmaschinen aber, diese gigantischen motorisierten Kolosse, kennen keine Wegschwierigkeiten. Ihre Raupenketten fressen sich in den Schlamm ein und bezwingen jede Stellung, gleichgültig, ob sie schwere Feldhaubitzen oder ein Flakgeschütz, hochbeladene Prozen oder liegendegebliebene Kraftwagen nach oben ziehen.

Und die Mannschaften? Wenn man später einmal bewundernd von den Eilmärschen unserer Soldaten in Polen und Frankreich sprechen wird, dann werden sich diese Gebirgsüberquerungen in Griechenland würdig anreihen. Seit drei Tagen und drei Nächten marschieren die Regimenter unserer Ge-

Birgsdivisionen. Sie haben keinen trockenen Fetzen am Leibe, vom Kopf bis zu den Stiefeln starren sie vor Dreck, die Augen sind entzündet, seit Tagen haben sie nicht geschlafen und kein warmes Essen gehabt. Sie können kein Biwak aufschlagen, weil die Zelte in der Nässe fortschwimmen würden.

Und sie marschieren nicht nur, sie kämpfen! Sie haben in diesen drei Tagen ein Befestigungssystem niedergezogen, das in seinen Werkgruppen alle Vergleiche mit der Maginot-Linie aushält. Man hat zunächst diese Vergleiche als übertrieben abgelehnt, aber heute, nachdem man das Innere der Festungswerke gesehen und ihre Widerstandskraft kennengelernt hat, weiß man, daß sehr viel Wahres daran ist.

Sie schimpfen zwar nicht schlecht auf den Dreck, die ewigen Steigungen und das ganze „Gelumpe“ — so ein richtiger bayerischer Fluch verfolgt einem um drei Ecken herum —, aber wenn sie gerufen werden, wenn die Stunde des Einsatzes kommt, dann sind sie da, dann sind Müdigkeit und Erschöpfung wie weggeblasen, dann kämpfen und dann siegen sie.

Und auch nach dem Sieg kennen sie keine Ruhe. Sie bleiben dem Gegner auf den Fersen, treffen ihn von neuem, ehe er sich wieder festsetzen kann, und helfen mit vielen kleinen Entscheidungen den Endsieg vorbereiten. Es sind schon wundervolle Soldaten! Sie selbst neigen sehr dazu, von der Hartnäckigkeit und Ausdauer ihres griechischen Gegners zu sprechen.

Kein Zweifel, der Gegner ist zäh, er sitzt in phantastisch ausgebauten Bergfestungen und verteidigt jeden Fußbreit Boden, er hat die Landschaft und die schlechte Witterung zum Verbündeten, aber dennoch haben sie ihn geschlagen, haben seine Werke gestürmt, den Befestigungsgürtel durchstoßen und streben in kühnem Vorwärtsdrängen der Strumaniederung zu.

Das ist eine Leistung, die sich den Waffentaten des Weltkriegs würdig anreicht. Griechische Gefangene, denen das Grauen über die Angriffe noch in den Augen steht, erzählen immer wieder, daß es auf griechischer Seite für vollkommen aussichtslos gehalten wurde, daß diese Befestigungen jemals überwunden werden könnten. Und sie sind in drei Tagen gefallen.

Heute sitzen in den unterirdischen Kasernen, in den Bunkerstellungen des heiß umstrittenen Festungsberges, in den Kasematten der tief gestaffelten Werke deutsche Soldaten. Sie gehen staunend durch die unterirdischen Straßenzüge und wundern sich wohl ein wenig, daß sie das in wenigen Tagen niedergezogen haben. Dann stehen sie schweigend vor den frischen Holzkreuzen, auf denen der Name manch eines lieben Kameraden steht, der viele Tage neben ihnen marschierte und Freud und Leid mit ihnen getragen hat.



Sturzkampfflieger über Dem Athener Hafen

Eine neue Phase des Krieges im östlichen Mittelmeer ist angebrochen. Deutsche Sturzkampfflieger greifen britische Schiffe im Hafen von Piräus an und räumen unter den vor Anker liegenden britischen Frachtern, Tankern und Transportern auf.

Viele tausend Tonnen Schiffsraum sind hier vor dem Athener Hafen versammelt. Stärkste Abwehr konzentriert sich um diese kostbaren Schiffe. Aus allen Ecken zischt wilde Feuer der britischen Flakartillerie zum nächtlichen Himmel herauf, als unser Stuka erkannt ist. Im hellen Mondschein breitet sich unten das alte Athen aus, leuchtet klar die Akropolis, und weiter drüben glänzt das Meer, die Bucht von Salamis. Ein Scheinwerfer streicht flach dahin und sucht uns, jetzt zuckt er plötzlich auf, kommt in bedrohliche Nähe, rutscht von unserem Stuka weg und erlischt. Wir müssen genau über ein Kriegsschiff hinweg, weil dicht dahinter ein dicker Tanker liegt. Dunkel und massig schwimmt er, beträchtlich aus dem Wasser ragend, ein Zeichen dafür, daß er schon gelöscht hat. Das ist uns gleich — auf ihn haben wir es abgesehen, und in rasendem Angriff stürzen wir uns auf ihn.

Das Kriegsschiff ist jetzt klar zu erkennen. Es ist ein leichter Flakkreuzer, der uns grüne und rotschillernde Ketten leichter Geschosse herausschickt. Versteuert gut liegen diese Schüsse und kommen gefährlich näher heran. Aber auch dagegen gibt es ein Mittel. Einige Sekunden später streut der Bewacher sein bengalisches Feuerwerk sinnlos in die Luft. Wir sind ihm entwischt und greifen den Tanker an.

Da geistert wieder ein Scheinwerfer heran. So schnell kommt er jedoch nicht hinter uns her, wie wir jetzt am Tanker sind. Die Bomben fallen gut, rauschen genau am Heck des Tankschiffes ins Wasser. Zell schäumende Fontänen spritzen auf. Die hohe Dünung der explodierenden Bomben hebt das Schiff aus dem Wasser und läßt es schwer zurückfallen. Dicht neben dem Heck trafen die Bomben, und eine Beschädigung des Schiffes, zumal seiner Schraube ist als sicher anzunehmen.

Nun, da unsere Bomben detoniert sind, schießt die Flakartillerie aus allen Richtungen, begleitet von einem grellen Lichtkreuz plötzlich erwachter Scheinwerfer. Sie möchten uns unbedingt einfangen und den Geschützen der Kriegsschiffe ausliefern. Aber wir sind schneller als sie und erfassen in den Sekunden des Abflugs noch das Bild eines durch Volltreffer in flammen geratenen mitt-

leren Frachtschiffes, beobachten die Bombenabwürfe eines anderen Sturzbombers, der gleich zwei hintereinanderliegende Dampfer angegriffen und auch getroffen hat. An einer schmalen Insel sehen wir einen absinkenden Frachter. Tief ist sein Heck bereits abgesackt. Auch an Land brennt es. Das muß genau in den Hafenanlagen des Piräus sein. So brennt nur ein Tanklager.

Nun sind wir heraus, und nur ein einziger Treffer der Flakartillerie schrammte den Rumpf unseres Sturzkampffliegers.

Noch wüten im Hafen von Piräus andere deutsche Sturzkampffliegerverbände. Einige britische Schiffe wollen hastig in südlicher Richtung dem drohenden Unheil entfliehen und dampfen mit hoher Fahrt davon. Auch sie werden erkannt und angegriffen.

Wieder ging durch einen überraschenden Schlag deutscher Fliegerverbände wertvoller Schiffsraum für England verloren.

Der eiserne Keil der Panzerwaffe

Eine weiße Schneedecke hat das Land überzogen. In seltsamem Kontrast stehen darin blühende Bäume und junges Grün als eine Verkündung des Osterfestes. Auf die von England genährten hochgespannten Hoffnungen Serbiens ist Todesschnee gefallen. Noch ehe die weiße Kappe im Hochgebirge auf dem Grat des Luwa-Planina verschwunden ist, wird das Schicksal den jugoslawischen Staat und jene serbische Verschwörerelique ereilt haben, die den Boden der Wirklichkeit leichtfertig verlassen haben, als sie sich mit Deutschland verfeindeten.

Seit drei Tagen mahlen die Raupen unserer Panzer dunkle Bahnen in den Neuschnee. Darunter kommt der rote Lehm wie Blut hervor. Seit drei Tagen und drei Nächten hat niemand mehr von uns länger geschlafen, als unbedingt notwendig ist. Der Tag endete für uns nachts um ein Uhr und begann wieder um vier Uhr früh. Brennende Höfe und Strohmieten, in denen der Gegner versucht hatte, sich unserem Vormarsch entgegenzustellen, zeigen uns den Weg. Gespensterhaft ist dieser Marsch mitten durch das feindliche Land. Wie ein Eisenkeil brechen unsere Panzer in die feindlichen Stellungen. Ein Eisenkeil, hinter dem die ganze Masse unserer Panzergruppe mit unwiderstehlicher Wucht sich anschließt. Der Gegner selbst weiß nicht mehr, wo sich seine Front befindet. Er leistet nur Widerstand in einzelnen Städten oder Dörfern und auf Höhenkuppen, die unsere Marschwinkel überragen. Dort hat er sich festgesetzt und muß in zähem Kampf herausgeholt werden. Er verteidigt sich hartnäckig, aber völlig zusammenhanglos, ohne größere Gesichtspunkte.

In einem Bahnhof des mittleren Morava-Tales überraschen wir am Morgen des 30. einen vollbesetzten Militärzug, dessen Insassen in deutsche Gefangenschaft gehen werden, bevor sie auch nur einen einzigen Schuß abgeben konnten. In den meisten Städten war die Ankunft der Deutschen nicht einmal gemeldet worden, da wir alles, was vor unseren Panzern floh, überholen und gefangennehmen konnten.

Auf diesem Vormarsch hat der deutsche Panzerschütze bewiesen, daß er ein Soldat ist, der alles kann. Wenn der Weg sich durch eine der schmalen Schluchten windet und die Schüsse einzelner Nachhuten vor uns im Lehm aufspritzen, oder ein SMG vom Höhenkamm nach unseren ungepanzerten Fahrzeugen greift, dann ist im Nu aus dem Panzerschützen ein Infanterist geworden, der meisterhaft mit Handgranaten und Karabiner umzugehen weiß. Mitten auf der

Straße stehen dann die Männer, ruhig zielend, oder haben das Gewehr auf die Motorhaube aufgelegt. Schuß auf Schuß jagen sie aus den Läufen, wie auf dem Schießstand. Feindliche Flugzeuge trauen sich überhaupt nicht an uns heran. Kaum werden sie sichtbar, so packt sie auch schon das gut liegende Abwehrfeuer, so daß es bei uns jedesmal Gelächter auslöst, wie rasch sie wieder abdrehen.

In der Stadt Jagodina eröffnen Zivilisten nach unserem Einrücken das Feuer auf deutsche Soldaten. Einer der Kameraden bricht mit einem Bauchschuß zusammen. Ein wilder Straßenkampf hebt an, aber in einer halben Stunde ist dafür gesorgt, daß weder mit Kehposten noch mit Schrot noch einmal auf deutsche Soldaten geschossen wird. Im Bahnhof der gleichen Stadt kamen morgens acht Uhr neue Infanteriegeschütze aus Belgrad an. Um elf Uhr waren sie, noch in Kisten verpackt, in unserer Hand. Einen Flugplatz entdeckten wir erst, als eine jugoslawische Maschine zum Landen ansetzte. Drei Doppeldecker nehmen wir mit dem vierten neuankommenden gleich in Empfang.

Sobald unser Vorstoß nach Norden auch nur eine Minute stockt, sacken die Kradschützen trotz Kälte und nassem Schnee vor Übermüdung auf die Lenker ihrer Maschinen, schlafen die Fahrer über dem Steuerrad ein. Über 250 Kilometer haben sie kämpfend und fahrend zurückgelegt, eine unerhörte Leistung für Mensch und Maschine, aber wir haben es geschafft. Der General ist immer in vorderster Linie. Wo es kracht, da taucht er plötzlich auf, liegt mit seinen Männern im Straßengraben und steigt danach wieder in seinen Panzer.

Seine ganzen Kräfte hatte der Feind in letzter Anstrengung in der nördlichen Hälfte des Morava-Tales zusammengezogen und versucht, unseren Vormarsch aufzuhalten. In einem größeren Dorf inmitten einer mit Wald besetzten Hügelandschaft schlägt uns das erste starke Feuer nach den Kämpfen an der Grenze entgegen. Kavallerie, ein Bataillon Eisenbahnpioniere und die Reste der Morava-Division, soweit sie motorisiert sind, entkamen, wollen einen Wall vor der Hauptstadt des Gegners aufrichten. Der Kampf wird hart; der Serbe ist ein zäher Gegner, das wissen wir aus dem Weltkrieg. Die Nacht bricht herein. Artillerie und Flak unterstützt die Panzersoldaten und Schützen. Wie mit einem geisterhaften Netz überzieht die Bahn der Leuchtpurgeschosse die nächtliche Hügelandschaft. Die Spitze unseres Panzerkeils liegt in dem Dorf selbst, an das angelehnt der Feind unseren Vormarsch aufzuhalten versucht. Schon dreimal haben wir das Dorf durchgekämmt. Immer wieder kracht es in dem uns unbekanntem Gelände aus den Dächern, hinter Läden und dem niederen Buschwerk hervor. Und immer wieder kommen 30, 40 Serben mit hochgehobenen Händen zum Vorschein. Häufig sind Zivilisten mit Jagds Flinten darunter; für die gibt es keine Gefangenschaft. Der nächtliche

Auf verwundeter Kameraden: „Sanitäter!“ gibt unseren Panzerschützen die notwendige Gärte.

Achtzehn Stunden dauert der Kampf an dieser Stelle, bis alle Hügel, Waldstücke, Gräben und Taleinschnitte feindfrei sind. Ein ununterbrochener Strom von Gefangenen geht nach hinten. Mehrere Güterzüge, ein neu ausgerüsteter Lazarettzug, viele Wagen mit Truppenverpflegung und Ausrüstungsgegenständen fallen in unsere Hände. Zum erstenmal stoßen wir auf Zeugnisse praktischer englischer Kriegshilfe. In der Nacht hat der Serbe vor seinen Stellungen Minen englischer Herkunft gelegt, um unseren Panzern den Weg zu versperren. Sie werden mühelos unschädlich gemacht, da unsere Kriegserfahrenen „Minensucher“ sie sofort beim Morgengrauen entdecken.

Das Schneewetter ist einem leichten Regen gewichen, der die fruchtbare schwarze Erde des Landes, durch das wir nun ziehen, leuchten läßt wie dunkelbraunen Samt.

Auf Fahrt in der Ägäis

Die „Ermis“ zieht ruhigen Kurs auf den Jachthafen von Saloniki zu. Nach anderthalbstündiger harter Arbeit am Kai des Haupthafens ist der müde Öldiesel losgestottert. Ein paar PS wird er wohl schaffen. Regen flatscht, und der graue Himmel verdeckt die Sicht.

Unser alter Eisenkasten macht hinter der weißen „Ermandya“ fest. Sie wird gleich uns etwa 12 Tonnen haben. Sie sieht schmucker aus als unser Pott, doch dafür ist sie nach 25 Minuten auch schon unbrauchbar. Schraubenhavarie. Diese beiden „müden Vögel“ bilden den Kern der deutschen Kriegsflottille im Golf von Saloniki. Mehr ließen uns die Briten nicht da.

Unser Käptn hat trotzdem eine gute Portion Optimismus. Er weiß in der Welt und noch besser auf See Bescheid, und er sagt uns: „Mit mir fahrt ihr richtig, Kinder. Äppelkähne! — is egal, wir machen alles.“ Wir schauen auf sein Minensuchabzeichen und sind im Bilde.

Der Auftrag lautet für heute: Minensuchen im Golf von Saloniki, Gerät selbst herstellen.

Die Briten müßten das hier sehen. Wir kappen Nachtmasten, nehmen alte Trossen und allerlei Takelage dazu, mischen das Ganze gut durcheinander und sind klar, um den Minen zu Leibe zu gehen.

Jetzt nimmt unser Käptn das Glas vor die Augen und macht weit vom Schuß einen Logger aus, der mit hoher Fahrt seewärts türmt. Offenbar ein Grieche, der Lunte gerochen hat und einen Bogen um uns schlagen will. „Junge“, sagt der Käptn, „den brauche ich.“

Wir pullen an Bord, rauf auf den klapprigen Eisenkasten. Anker auf, mit Vollampf drauf und dran. Der „Vollampf“ besteht aus acht Stundenkilometern, der andere legt 9 Knoten hin. Das sind 16—17 Stundenkilometer. Die Sache sieht also recht „windschief“ für uns aus. Die See räkelt sich unruhig. Der Wind drückt auf unseren Bug und hemmt die Fahrt. Backbord schippert eine treibende Mine vorbei. Wieviele dieser Sorte liegen unter uns vor Anker? Sind Magnetminen dabei? Wir werden es ja merken, wenn unser Eisenpott einen Satz in die Luft tut. Wir legen die Schwimmwesten um. Bisher geht alles in Butter, und wir wissen auch ohne unser kostbares Suchgerät, daß das Wasser hier klar ist.

Der Grieche ist selbst durch das Glas nur noch als winziger i-Punkt erkennbar und entwischt um das Kap. Dahinter müssen wir ihn in einem Safen

schnappen, wenn uns nicht zuvor einer der britischen Zerstörer beim Schopf kriegt, die man hier gestern noch kreuzen sah. Hinter uns pflügt sich ein windhundschneller Rasten heran. Unser „Alter“ will ihn kapern und mit ihm die Jagd beschleunigen. Wir drehen bei, greifen die Karabiner, gehen den Windhund an. Auf der Back steht der Käptn, zieht die Pistole und dreht auf den Rutter zu. Ein dünnheller Schuß tönt vor den Bug. Der da drüben glaubt wohl, wir haben noch andere Donnerbüchsen an Bord, die besser bellen. Er kommt gehorsam längsseits. Wir springen mit dem PreisKommando an Bord. Der Kahn wimmelt von Griechen und Türken, Männern und Frauen. Sein Herr schwingt ein Papier in der Hand. Unterschrift: Ortskommandant von Saloniki. Der Pott darf hier ungeschoren den Passageverkehr versehen. Donner und Doria! Es soll nicht sein.

Aber wir bleiben als „Gäste“ an Bord und setzen den Sund auf die Fährte. Unser „Kanonenboot“ pumpelt unbeholfen hinterher. Der Windhund hat 30 PS und macht 10 Knoten, bohrt seine Schnauze tief in die jetzt aufgewühlte See, wirft das Heck himmelan und sackt dann wieder achtern in Abgründe, macht einen Satansatz nach Backbord und wirft uns Badewannen voll Salzwasser um die Ohren. Seegang 5. Die Passagiere kriechen bleich aus den Luken und „beschenken“ Neptun aus allen Rohren.

Zwei Stunden hegen wir so durch die See. Längst ist kein trockener Faden mehr an uns. Endlich taucht irgendein Hafen aus dem Grau auf. Als wir drin sind, wissen wir, was hier gespielt wird. Da liegt der schnelle Flüchtling unter vielen seiner Artgenossen. Sie tanzen vor den Bojen und ahnen nicht, daß sie jetzt in einen anderen Stall müssen.

Jetzt arbeiten wir blitzschnell. Der Käptn prüft die Rutter Stück für Stück. Wir holen die Maschinisten aus den Gasenkneipen, wärmen uns an einem Feuerschnaps und machen die Leinen wieder los. Unser weidwunder Flußdampfer zuckelt an der Spitze mit dem ersten erbeuteten Schiff. Ein blauer Junge mit dem zweiten und ein anderer mit dem dritten. Wir fahren unsere Beute in die schwarze Nacht hinaus. Ohne Kompaß, ohne Karte, ohne Lichter. Der Kurs führt über die „Nase“.

Alles geht gut. In pechschwarzer Finsternis gehen wir in Abständen von Stunden an den Kai von Saloniki. Der Käptn hatte uns nicht mehr erwartet. Wir atmen auf, schütteln uns die Hände und lachen. Dann torkeln wir heimwärts, patschnaß und hundemüde. Im Hafen von Saloniki wachen jetzt Kameraden über die drei neu in Dienst gestellten Schiffe der deutschen Kriegsmarine in der Ägäis. Drüben im Nachthafen liegt unser Minensuchgerät. Wir haben Glück und fanden auch ohnedies eine minensfreie Fahrtrinne. — Bei Tag, bei Nacht und Nebel, immer ist das Glück bei denen, die wagen.

In fünf Tagen Auftrag erfüllt

Als der fünfte Angriffstag der Gruppe von Kleist zu Ende ging, stand die Spitze der Panzerverbände in Belgrad. Und dieser Ostermorgen schenkt uns dazu noch warmen Sonnenschein, geradezu eine Erlösung nach Tagen bitterer Kälte, unfreundlichen Schneetreibens und Regens. Lag auch in den Bergen noch Schnee, er glänzte im Sonnenbad des jungen Ostersonntags.

Die Eroberung von Belgrad war operativ eine der glänzendsten Waffentaten der neuesten Kriegsgeschichte. An der Tischa und Morava hatten sich unsere Panzerverbände in den ersten Tagen nach dem 8. April entlanggearbeitet, hatten die feindlichen Widerstandsnester nach Kurzen, aber heftig geführten Kämpfen zerschlagen, zeigten sich auch dem überaus schwierigen Angriffsgelände gewachsen, bis im Raum von Lapovo der Feindwiderstand und vor allem das Gelände den Einsatz noch schwererer Waffen erforderte. In diesem Augenblick spielte unsere Führung ihre operative Überlegenheit und die Beweglichkeit ihrer Waffen aus. Sie verbiß sich nicht im Gelände, sie setzte nicht unnötig Menschen und Material einer übergroßen Belastung aus, sondern stürmte mit der unüberwindlichen Stoß- und Feuerkraft der Schützenregimenter über Kragujevac auf Belgrad zu. Mit diesem überraschenden Manöver hatte der Serbe offensichtlich nicht gerechnet. Er raffte zwar seine ungeordneten Haufen hier und da nochmals zusammen, aber wo feindliche Truppenkonzentrationen auftauchten, da wurden sie mit harten Schlägen zersprengt.

Kragujevac sollte das Zentrum des feindlichen Widerstandes werden. Um die regulären Truppen noch zu verstärken, wurde die Arbeiterschaft des Arsenals schnell bewaffnet. Aber dieser Franktireurkrieg im großen wurde im Keim erstickt. Die Arbeiter waren so flug, die Waffen beiseite zu werfen, als unsere Schützen mit den serbischen Truppen schnell fertig wurden.

Unaufhaltsam vorwärts dringend, räumten sie die Hauptstraße nach Belgrad vom Feind, ließen ihn abseits der großen Straße in seinen Widerstandsnestern sitzen und bahnten sich einen tiefen Keil in seine Verteidigungslinie. Durch tiefe Täler, über gewundene Bergstraßen vorwärts — die Kradschützen und Soldaten des Schützenregiments fühlten sich in ihrem Element. Das serbische Heer lernte in diesem Augenblick die schnellste Erdtruppe der Welt kennen. Überall dasselbe Bild in der Angriffsrichtung der Gruppe von Kleist: Vernichtete Gespanne, verlassene Geschütze, ein wirrer Haufen von Munition, Aus-

rüstungsgegenständen und Handwaffen. Und zurück in die Gefangenschaft fluteten die entsetzten serbischen Soldaten, eine weiße Binde um den Arm, und alle ehrerbietig grüßend. Sie trafen sich mit den zivilen Flüchtlingen, die mit Sack und Pack wieder ihren Heimatoorten zustrebten. Das Bild eines zerschlagenen Volkes!

Und dann lernten wir auf dem Marsch nach Belgrad die ersten motorisierten Truppen der Serben kennen. Mittlere Panzerwaffen sollten uns aufhalten. MG-Garben auf die Schießscharten, und die Besatzungen suchten ihr Heil in der Flucht. An zwei Stellen setzten die Serben unserer zupackenden Stoßkraft auch Straßenpanzerwagen entgegen. Sie kamen überhaupt nicht dazu, einen Schuß abzufeuern. Motorisierte Artillerie stand im Halbkreis um Belgrad mit einem fabelhaften Schußfeld auf unsere Anmarschstraße. Wie ein Blitz kurbten die Schützen über den Paß und eroberten eine Batterie nach der anderen.

Im Morgenrauen des Ostersonntags rückte dann das Gros unserer Panzerspitze in Belgrad ein, nachdem der Stoßtrupp von Hauptmann Klingenberg bereits von Norden eingedrungen war. Ein Schützenbataillon besetzte die Zitadelle und hiszte dort die deutsche Reichsflagge. Und dann rollten sie an: unsere Panzer, die Flak, die anderen Abteilungen des Schützenregiments, vorbei an ihrem Kommandeur — ein siegreiches Heer, das in fünf Tagen den Auftrag des Führers vollzog, Belgrad aus dem Ring der serbischen Verteidigung loszusprennen.

Wo ist die Panzerdivision?

Fernaufklärer des Heeres haben einen schweren Dienst. Unbekannt und namenlos, in der Stille ihre Pflicht tuend und niemals genannt in Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht, starten sie Tag für Tag zum Feindflug, um festzustellen, wo sich der Gegner befindet, wo er sich festgesetzt hat, wo er am besten zu packen ist. Oft entscheidet ihre Erkundung aus der Luft den Verlauf einer Operation, den weiteren Vormarsch, das siegreiche Vorgehen unserer Bodentruppen.

In raschem und zügigem Vorgehen haben Panzertruppen die gegnerischen Kräfte vor sich hergejagt. Weit, weit vorne sind sie. Die Verbindung ist infolge des außerordentlich schwierigen Geländes abgerissen. Für die Armeeführung ist es aber äußerst wichtig zu wissen, wo sich die Spitze, wo überhaupt die Panzerdivision in ihrem befohlenen Abschnitt sich auf dem Marsch befindet.

Die rückwärtige Verbindung muß unter allen Umständen hergestellt werden.

Befehl an die Aufklärungsstaffel: Sofortige Erkundung nach der Panzerdivision. Meldung auf dem Funkwege voraus!

Die Dämmerung senkt sich bereits auf einen slowenischen Flughafen. Der Kommandant eines Aufklärungsflugzeugs nimmt den Auftrag von seinem Staffelfkapitän entgegen. Er hat eine schwere Aufgabe zu erfüllen, denn in zwei Stunden ist die Dunkelheit hereingebrochen. Und bis dahin muß er seinen Auftrag erledigt haben.

Die Wetterstelle hat recht gehabt: Niedrige Wolken, Dreck, Schneeschauer. Der Flugzeugführer muß sein ganzes Können anwenden, um nicht mit der schnellen Maschine gegen eine Bergwand zu stoßen oder eine Spitze zu streifen. In solchem Falle wäre es aus und vorbei für alle. Und die Hauptsache: Der wichtige Auftrag würde nicht ausgeführt. Im Tiefstflug huschen die Aufklärungsflieger dahin. Der Kurs liegt fest. Aber immer wieder müssen sie ausliegenden Wolkenbänken ausweichen, können nur mit konzentrierter Aufmerksamkeit der Gefahr des Aufprallens entgehen.

Bei einem kleinen Ort steht auf einem Bahnhof ein Zug unter Dampf. Es wird heruntergedrückt und eine enge Kurve geflogen. Aber keine eigenen Truppen, keine Feindbewegungen sind zu sehen.

Weiter geht der Flug. Regen- und Schneeschauer wie auch ausliegende Wolken nehmen die Sicht. Eine Straße läuft parallel mit der eingleisigen Bahnlinie. Da — Kradschützen, Lastkraftwagen beladen mit Soldaten, Sani-

tätswagen und einige Panzer. Das sind unsere Truppen. Sie bewegen sich auf Agram zu. Die erste Meldung geht per Funk an die Heimatsstation. Vermutlich ist diese Truppenbewegung der Rest der festzustellenden Division. Aber wo ist die Spitze? Wo?

Weiter geht der Flug. Es dunkelt bereits. Verdammt, jetzt wird es Zeit. Da ist das Flugzeug plötzlich über Agram. Schon vorher sehen die Aufklärer die Anfahrtsstraßen voller deutscher Truppen. Alle Gattungen sind zu beobachten. Auch Panzer sind dabei. Deutlich wird ausgemacht, daß sie von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt werden. Wieder geht ein Funkpruch ab: Eigene Truppen werden mit Begeisterung in Agram empfangen. Die Straßen dieser großen und schönen Stadt sind schwarz von Menschen. Sie winken herauf zu dem einsam fliegenden Flugzeug, jubeln den Kameraden auf dem Boden zu. Von allen Häusern wehen rot-weiß-blaue Fahnen, die Nationalfarben der Kroaten.

Die Brücke über die Save ist jetzt zu sehen. Darauf einige Soldaten, einige Kräder. Anscheinend die Sicherung für die in die Stadt einmarschierenden Truppen. In niedrigster Höhe fliegt der Aufklärer an der Straße nach Karlstadt weiter. Die Wolken liegen nach wie vor tief auf. Also runter. Auf der Straße bewegen sich ungeordnete Haufen. Es sind Flüchtlinge mit bespannten Fahrzeugen; zwischen ihnen einzelne Soldaten in hellgrauer Uniform. Sie nehmen sofort Deckung. Weiter vorne steht ein Geschütz auf der Straße, feindliche Infanterietrupps links und rechts im Gelände. Auch diese spritzen auseinander. Hier also sind die letzten aufgelösten Linien des Gegners. Sie scheinen völlig verkört und ohne Führung zu sein.

Wegen der jetzt anbrechenden Dunkelheit muß auf dem kürzesten Wege zurückgeflogen werden. Wieder geht der Flug durch Täler, durch Nebelbänke, durch Schauer, über Gebirgshöhen. Auch der Heimflug wird geschafft.

Der Auftrag ist erfüllt. Unsere Panzerdivision hat mit ihrer Spitze Agram erreicht, ist schon mit ihren vordersten Linien darüber hinausgestoßen. Der Feind befindet sich in Auflösung oder zieht sich in ungeordneten Haufen in die westlichen Berge zurück. Die Besatzung selbst ist Zeuge davon gewesen, mit welcher überströmenden Freude die deutschen Soldaten von der Agramer Bevölkerung willkommen geheißen sind.

„Und dieser erfolgreiche Flug“, so berichtete später die Besatzung des Fernaufklärers, „war nicht nur einer der gefahrvollsten, sondern auch einer der schönsten, die wir seit langem unternommen haben. Eine jubelnde, begeisterte Stadt aus der Luft zu sehen, hat uns die Sorgen um eine hals- und beinbruchlose Heimkehr genommen.“

Hufarenstück einer Radfahrerschwadron

In den wenigen Tagen des Feldzugs in Serbien ist es bei unserer Infanteriedivision immer so gewesen: Wo der Feind war, da packten ihn zuerst einmal unsere Radfahrer. Wenn die Fahrzeuge im Morast steckenblieben, wenn die Infanterie kaum marschieren konnte, die Radfahrer kamen durch. Sie übernahmen vor allem südlich der Drau die Verfolgung und Zerspaltung der feindlichen Truppenverbände. Es waren die Radfahrerkompanien der zur Division gehörenden Infanterieregimenter, und es waren vor allem die Radfahrerschwadronen, die als Aufklärungsabteilungen dem Feind immer auf den Fersen blieben.

Von einem tollen Hufarenstück, das eine Radfahrerschwadron vollbrachte, soll hier berichtet werden.

Am 11. April erhielt die Schwadron den Auftrag, am südlichen Drau-Ufer aus dem Raum um Vratno festzustellen, ob die Bunker an der Drau noch feindbesetzt, ob die Straßen feindfrei seien, und schließlich, welche Feindbewegungen vor sich gingen.

Gerade, als die 8. Kompanie eines Infanterieregiments — auch eine Radfahrkompanie — die Flankensicherung zweier serbischer Kavallerieregimenter nach kurzem, heftigem Feuergefecht geschnappt hat, stößt die Schwadron in der befohlenen Richtung weiter vor. Zwei Kilometer vor Vratno bekommt sie auf einmal aus einem Ort heftiges Feuer. Es wird ein richtiger toller Feuerzauber. Aus allen Häusern knallt es, und schon sehen die Männer, die blitzschnell in Deckung gegangen sind, wie zu beiden Seiten des Ortes feindliche Reiter im Gelände umherjagen. Doch die Radfahrer sackeln nicht lange. Entschlossen wird der Gegenstoß geführt und der Ort sofort gründlich durchgekämmt. Es zeigt sich, als das Gefecht vorbei ist, daß die Schwadron mit jener feindlichen Kavallerie zusammengestoßen ist, deren Flankensicherung kurz vorher von der Radfahrkompanie erledigt worden war. 200 bis 250 Mann an Gefangenen wurden eingebracht, die Masse des Feindes jedoch entwich, sich in alle Himmelsrichtungen zerstreud.

Zwei Stunden hat dieser Zwischenfall gedauert, dann ist Ruhe, und die Schwadron bezieht Nachtquartier. Die Sicherungen werden wie üblich ausgestellt. Dabei hat eine Gruppe von Männern, die eine Ortschaft nördlich der Unterkunft zu sichern hat, ein einzigartiges Erlebnis. Die Soldaten tasten sich mit ihren Fahrrädern geschickt durch eine Minensperre hindurch, erkunden den

Ort und kehren nach der Erfüllung ihres Auftrags wieder zur Unterkunft zurück. Als sie auf dem Rückmarsch sind und gerade wieder die Minensperre passiert haben, hören sie hinter sich Pferdegetrappel. Sie nehmen an, daß die Feindkräfte sie entdeckt haben und noch versuchen, sie abzufangen. Doch es kommt anders. Statt feindlicher Reiterei kommen nur ungesattelte Pferde angaloppiert, die in wilder Flucht die Straße entlangrennen. Sie geraten in das Minensfeld. Ein graufiger Anblick bietet sich. Gaul auf Gaul wird von den explodierenden Minen zerrissen und tausendfach zerfetzt. Infolge der Detonation werden die Tiere noch nervöser, und über die zerfetzten Kadaver hinweg rast die wilde Jagd die Straße entlang, galoppiert viele Kilometer weit in einen Gefangenentransport hinein und nimmt erst am Ufer der Drau wieder Vernunft an.

Die Schwadron sitzt am nächsten Morgen wieder auf, um ihren Auftrag weiter zu erfüllen. Sie marschiert nach Varazdin und wird dort von der kroatischen Bevölkerung freudig empfangen. Kroatische Gendarmerie und kroatische Soldaten haben hier in der Kaserne bereits viele hundert Serben gefangen und festgesetzt. Weiter geht der Marsch. Ein motorisierter Spähtrupp wird von der Schwadron abgetrennt. Zu ihm gehören der Schwadronschef und ein Leutnant mit seinem Zug. Bald ist das Ziel erreicht, eine Höhe, von der aus sich ein guter Einblick in den Talgrund der Bednja bietet. Die Straße, die im Tal entlangführt, ist schwarz von feindlichen Kolonnen. Es sind mindestens 5000 bis 6000 Mann, die dort marschieren. Ein Zivilist verrät, daß in einem Gasthof höhere Offiziere versammelt sind. Sofort nimmt der Rittmeister einen Leutnant und noch drei Männer mit sich hinunter zu dem bezeichneten Gasthaus. Die Männer dringen in das Haus und finden den ganzen Stab einer Division versammelt, den Divisionskommandeur, den Artilleriekommandeur und noch ein Duzend Stabsoffiziere. Verdutzt schauen die serbischen Offiziere auf, als auf einmal deutsche Soldaten vor ihnen stehen. Der serbische General verläßt sofort das Zimmer. Nun bittet der Rittmeister durch den etwas deutschsprechenden Artilleriekommandeur den Divisionskommandeur und die Offiziere, ihre Waffen zu entladen und die Munition abzugeben, da jeder Widerstand nutzlos sei. Es ergeht weiter an den Divisionskommandeur die Weisung, seinen Truppen den Befehl zu erteilen, die Waffen niederzulegen und unter der Führung ihrer Offiziere nach Varazdin in die Kaserne zurückzumarschieren. Schließlich wird der Stab gebeten, sich bereitzuhalten, um mit einem Omnibus abtransportiert zu werden. Die Befehle sind klar und eindeutig, die Bestürzung und der Schreck beim Gegner entsprechend groß. Noch besteht die Gefahr, daß die Serben erkennen, daß sie dupiert worden sind, daß ihnen nur fünf deutsche Soldaten gegenüberstehen und sie hinter sich noch ihre gesamte Truppe von 6000 Mann mit voller Bewaffnung

haben. Jetzt kommen die Minuten, die für den Rittmeister und seine Männer die entscheidenden sind. Die feindlichen Offiziere beraten im Nebenzimmer über die Befehle des Schwadronschefs. Werden sie den Plan durchschauen? Werden sie ihre Truppe verständigen und zum Gegenschlag ausholen? Der Rittmeister weiß, er hat nicht nur 6000 Mann gegen sich und sein kleines Häuflein, ihm gegenüber steht auch die feindliche Artillerie in Feuerstellung aufgeföhren. Auch sie kann jeden Augenblick eingreifen.

Deshalb heißt es jetzt zupacken. Ohne das Ende der Beratung abzuwarten, werden die Stabsoffiziere in den Omnibus verladen und nach hinten abtransportiert.

Vorerst aber ist der Schlag nur halb gelungen. Jetzt gilt es, auch die Truppe selbst in die Hand zu bekommen und zu entwaffnen. Der Leutnant, der seinen Schwadronschef begleitet hat, und sein Zug haben jetzt eine große Aufgabe vor sich. Mit Schneid und Umsicht geht der junge Offizier an die schwierige Aufgabe heran. Er fährt mit seinem Zug zur Spitze der feindlichen Truppenmasse vor und fordert den hier führenden Major auf, die Waffen niederzulegen, andernfalls sofort Artilleriefeuer auf die Marschkolonnen eröffnet werde. Der Leutnant teilt dem Serben ferner mit, daß der Divisionsstab bereits gefangengenommen und infolgedessen die höhere Führung völlig ausgeschaltet sei. Noch zögert der Major, noch ist nicht entschieden, ob der Erfolg auf deutscher Seite sein wird. Nach einigen Minuten des Zögerns gibt der Major schließlich seine Waffen ab, befiehlt jedoch seinen Truppen noch nicht, das gleiche zu tun. Und es bedarf erst einer energischen Aufforderung, damit sie dem Beispiel ihres Vorgesetzten folgen. Dann geht es von Gruppe zu Gruppe, von Kolonne zu Kolonne. Vorgesetzte weigern sich anfänglich, dem deutschen Befehl nachzukommen, werden aber schließlich überzeugt.

Während der Zug mit der Entwaffnung beschäftigt ist, trifft schließlich die Masse der Schwadron ein. Der Rest wird nun wie am Schnürchen erledigt. Nach kurzer Zeit sind 6000 serbische Soldaten gefangengenommen, entwaffnet, und stehen bereit zum Marsch in das Sammellager.

Hinter dem fliehenden Tommy her

Zäh und hartnäckig hat sich der Tommy am Olymp verteidigt. Hier in diesem gebirgigen und von wilden Schluchten zerklüfteten Gelände, das ihm alle Möglichkeiten einer günstigen Verteidigung bot, hat er versucht, den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Aber der Lawine des deutschen Angriffs hat der Tommy auf die Dauer nicht standhalten können. Am 19. April 1941 morgens sind unsere Soldaten in die griechische Stadt Larissa eingerückt. Sie haben in einem kühnen Vorstoß die feindlichen Linien durchbrochen und bleiben nun in ungestümem Nachdrängen den Griechen und Engländern auf den Fersen. In heller Flucht strömt das Gros der feindlichen Truppen südwärts, und vor allem die Engländer scheinen es plötzlich sehr eilig zu haben, die Schiffe zu erreichen, die sie vom griechischen Kriegsschauplatz abtransportieren sollen. Der „glorreiche“ Rückzug der britischen Expeditionsarmee ist in vollem Gange.

Die deutsche Luftwaffe aber hat auch diesmal wieder den Auftrag erhalten, den englischen Rückzug ebenso verlustreich verlaufen zu lassen wie damals in Dünkirchen. Seit Tagen schon sind unsere Jäger, die Zerstörer, die Stukas, die Aufklärer, vor allem aber unsere schweren Kampfverbände in ununterbrochener Berührung mit dem Feind. Im Laufe der letzten Woche haben die Ju 88 in ständigen Angriffen gegen die britische Transportflotte über hunderttausend Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt, und allein am 19. April haben unter dem deutschen Bombenhagel wieder fünf schwere Pötte der Engländer Bekanntschaft mit Neptun gemacht. Die britischen Einschiffungshäfen liegen im ununterbrochenen Feuerregen der deutschen Bomben. Während so die Ju 88 der englischen Transportflotte schwer zusetzen, sorgen andere Kampfverbände dafür, daß den Engländern auch der Rückzug auf dem Lande versalzen wird.

Unser Geschwader startet heute mit dem Auftrag, englische und griechische Marschkolonnen, die südlich Larissa auf der Flucht begriffen sind, mit Bomben und Maschinengewehrfeuer zu belegen. Im Einzelflug donnert die brave Do 17 los. Freudige Kampfstimmung ist an Bord.

Von unten blinkt jetzt der Golf von Saloniki herauf. Wie aus dem Spielzeugkästchen aufgebaut, nimmt sich die herrlich in einer weiten Bucht gelegene große Hafenstadt von oben aus. Azurblau schimmert das Wasser des Ägäischen Meeres herauf. Da vorn seitlich unter der Maschine liegt der Olymp, in majestätischer Erhabenheit glänzen seine schneebedeckten Kuppen in den Sonnen-

himmel. Dort unten sind an einzelnen Stellen noch schwere Kämpfe zwischen den deutschen und den gegnerischen Truppen im Gange. Weiter rechts aber sind unsere Panzer und unsere Infanteriedivisionen durchgestoßen und in unaufhaltsamem Vormarsch nach Süden begriffen. Bald liegt Larissa, die jetzt von unseren Truppen eingenommene Stadt, unter dem deutschen Flugzeug. Ganz tief ist die Do jetzt hinuntergegangen. Drüben auf dem Flugplatz von Larissa liegen die schäßigen Trümmer vieler am Boden zerstörter feindlicher Maschinen, unter denen sich auch Spitfires und Bristol-Blenheims befinden, — ein beredtes Zeugnis für die Treffsicherheit deutscher Flieger. Die vier Männer aus der Do denken an so manchen Angriff der vergangenen Tage zurück, in denen auch sie die Schlagkraft der gegnerischen Luftwaffe zermürbten. Auch der Flugplatz von Larissa ist ihnen nicht unbekannt. In einem kühnen Tiefangriff haben sie vor einigen Tagen mehrere feindliche Flugzeuge am Boden vernichtet.

Die deutschen Truppen aber sind bereits weit über Larissa hinaus vorgestoßen. In fünf Meter Höhe dröhnt die Do über die endlosen Kolonnen des Seeres dahin. Begeistert winken die Soldaten von unten herauf, und fast meinen die Vier in der Maschine die freudigen Zurufe ihrer Kameraden zu hören. Bald hat das deutsche Flugzeug die vorderste Spitze unserer Truppen passiert. Ein letztes Winken, dann geht die Do auf die Suche nach dem Feind. Ein ziemlich großer Raum liegt zwischen den vorderen deutschen Kolonnen und der Nachhut des Gegners, der hier in hastiger Flucht vorwärts strömt. Aber dieses Niemandland zwischen den Linien ist nicht leer, es ist eine Straße, die gekennzeichnet ist durch zerstörte Lastkraftwagen, durch ausgebrannte Tanks, durch verlassene Feldstellungen. Mit verheerender Wirkung haben hier die deutschen Waffen gesprochen. Drüben an einem kleinen Gehöft brennt jetzt noch ein englischer Tank lichterloh.

Wenige Minuten später hat die Do den Feind erreicht. Unvergeßlich wird der Befatzung dieser Anblick der geschlagenen und aufgelösten Truppen bleiben, die hier in wilder Flucht dem Tode und der Vernichtung zu entrinnen suchen. „Offensichtlich Engländer unter uns!“ stellt der Beobachter fest, denn er kennt die Briten vom Westen her an ihrer Uniform. Im Tiefflug, zehn Meter über dem Boden, saust die deutsche Maschine über dem fliehenden Feind dahin.

Ein so leichtes Zielen hat der Beobachter und Bombenschütze selten gehabt. In diesem Wirrwar von Lastwagen, marschierenden Kolonnen, Panzern, Pferden, Troßwagen usw. muß er ja irgend etwas treffen! Zwanzig „eiserne Rationen“ hat die Do unten im Bombenschacht hängen. Jetzt löst der Beobachter die ersten Bomben aus.

Die Wirkung ist unbeschreiblich. In wildem Durcheinander jagen die Kolonnen umher. Inzwischen hat das deutsche Kampfflugzeug wieder nach oben

gezogen. Es rührt sich auch die feindliche Flak. Ein paarmal kracht es verdächtig in der deutschen Maschine. Aber es scheint kein lebenswichtiger Teil getroffen zu sein. Da geht die Do zum zweitenmal im Tiefangriff auf die englischen und griechischen Truppen los, und wieder entfesselt sie unten einen Höllenspuß. Schon leuchten den deutschen Fliegern brennende Kraftwagen entgegen, die von den Bomben des ersten Angriffs getroffen sind. Zu den restlichen Bomben, die der Beobachter im Reihenwurf auf die Truppenansammlungen herabfallen läßt, gesellt sich jetzt eine Begleitmusik: das Tackern und Bellen der deutschen Maschinengewehre. Junker und Bordmechaniker sitzen wie die Luchse an ihren Maschinengewehren und jagen Salve auf Salve hinunter. Als die Do zum dritten Male anfliegt, stoßen plötzlich ein paar hundert Meter vor ihr zwei Jäger herab. Engländer? — Nein. Einen kurzen Augenblick stutzt der Flugzeugführer, dann läßt er die Maschine weiterrasen; denn er hat in den Jägern zwei deutsche Me 109 erkannt, die hier den Jagdschutz für die Kampfverbände fliegen, dann aber selbst im Tiefflug mit Bomben und Maschinengewehren die feindlichen Truppen auf ihrem Rückmarsch angreifen. Noch ein viertes Mal stößt die Do auf den fliehenden Feind herab, fliegt an den langen Kolonnen entlang. Tanks und Kraftwagen brennen hell auf, andere Wagen liegen umgestürzt am Rande der Straße. Der Marschzug der rückwärts strömenden Verbände ist in ein tolles Durcheinander verwandelt, und von den englischen Soldaten dürften viele die rettende Küste nicht mehr erreichen.

Das deutsche Kampfflugzeug zieht hoch und geht wieder auf Heimatkurs. Weit vorn steht ein glutroter Feuerschein im Sonnenglast. Dort haben Kameraden vom gleichen Geschwader einen griechischen Bahnhof in Trümmer geworfen, über den der Feind ebenfalls Truppentransporte zurückzuleiten versuchte. Auch diese Fluchtmöglichkeit ist den Tommies nun genommen.

Flaggenhissung auf dem Olymp

Ein herrlicher Aprilmorgen. Zeiß brennt die Sonne Griechenlands auf uns herab. Wir fahren in Richtung des Ägäischen Meeres. Rechts von uns liegt das majestätische Massiv des Olymp, des uralten griechischen Götterberges. Soll glänzen seine schneebedeckten Gipfel in der Sonne. Hier saßen der Sage nach die Götter Somers, von hier schleuderte der Göttervater Zeus seine blitzenden Donnerkeile.

In einem schattigen Eichenhain müssen wir anhalten, weil in der Enge vor uns ein Wagen von einem Motorrad, das steckengeblieben ist, aufgehallen wird. Mein Fahrer und ich springen hinzu, um zu helfen. Im Wagen erkenne ich einen alten Bekannten.

„Gut, daß ich Sie treffe“, ruft er mir zu, „ich habe Auftrag vom General, mit einem Spähtrupp festzustellen, ob das nach Osten liegende Tal des Olymp vom Feind besetzt ist und, wenn möglich, die Reichskriegsflagge auf dem Olymp zu hissen. Ich habe schon ein paar Kameraden zusammengeholt. Wollen Sie mitkommen?“ Selbstverständlich sage ich zu. Als erste deutsche Soldaten den Olymp zu besteigen, um dort die Reichskriegsflagge zu hissen, das ist schon eine Sache.

In kurzer Zeit sind die Vorbereitungen getroffen. Sieben geübte Bergsteiger stehen bereit, den Olymp, der sich hier unmittelbar aus dem Ägäischen Meer bis zu 2918 Metern erhebt, zu bezwingen. Freilich fehlt es an der notwendigen Bergausrüstung wie Seil, Eispickel usw., denn die ist hier in Griechenland nicht zu beschaffen. Aber schließlich sind wir Soldaten, und es handelt sich ja nicht um eine friedensmäßige Bergbesteigung, sondern um Ausführung eines Befehls.

Um 18.30 beginnen wir am 15. April mit dem Aufstieg. Bald sind wir unserer Division vorausgefahren. Unten im Tal haben wir die vorfahrenden Panzer überholt. Nun bietet sich unseren Augen ein herrliches und farbenprächtiges Bild. Unter uns liegt unser Bunker, davor das mit grünen Büschen bewachsene Tal und dahinter in tiefer Blässe das Ägäische Meer. Vor uns schimmern die weißen Spitzen des schneebedeckten Olymp. Während wir langsam den Berg hinansteigen, entwickelt sich zu unseren Füßen ein heftiges Gefecht. Deutlich sehen wir das Ausblitzen der Mündungsfeuer und die grauen Wolken der Einschläge, hören das Tackern der MG und das dumpfe Rollen der Artillerie.

Um 22 Uhr wird eine kurze Rast eingelegt, um das Mondlicht abzuwarten. Gegen drei Uhr geht es weiter. Zunächst durch den gewaltigen Talkessel, den das Olympmassiv hier bildet. Der Himmel ist von dichten Wolken bedeckt. Nur selten vermag der Mond sich durch das Gewölk Bahn zu brechen.

Vom Feind ist nichts zu sehen. Kurz nach sieben Uhr, nach einer kleinen Rast an der Schneegrenze, beginnt der letzte Aufstieg. Langsam fängt es an zu regnen. Bald geht der Regen in Schnee über. Aus dem Tal steigt Nebel auf. Immer noch hören wir aus den Tälern um den Olymp herum das Grollen der Artillerie.

Zwischen Felsen hindurch geht der Aufstieg über riesige Schneefelder. Inzwischen hat sich das Wetter in ein Unwetter verwandelt. Mit ungeheurer Stärke pfeift ein eisiger Schneesturm über den Grat, auf den wir steigen. Wie Nadeln peitschen uns die Eisfloeken ins Gesicht. Mühelig wird Meter um Meter erkämpft. Endlich ist das Ziel erreicht.

Um elf Uhr vormittags steigt am 16. April die Reichskriegsflagge am Olymp auf. Ein kurzes militärisches Kommando. Wir grüßen die Flagge, wir grüßen den Führer und unsere deutsche Heimat. Ein dreifaches Sieg-Heil hallt über den Gipfel. Und dann beginnt der Abstieg. Im peitschenden Schneesturm geht es über Felsen und fast senkrechte Schneefelder in stundenlangem schwierigem Abstieg ins Tal zurück. Am späten Nachmittag kommen wir zu dem im Tal gelegenen Kloster zum heiligen Dionysos. Hier wird Rast gemacht, um unsere völlig durchnähten Sachen an dem lodernden Feuer eines Kamins zu trocknen. Unser Auftrag ist erfüllt. Ein Spähtrupp hat als erster die Reichskriegsflagge auf dem Olymp gehißt.

Die Einnahme von Larissa

Am Olymp, der höchsten Erhebung der Bergfestung Griechenlands, hatten die Briten eine Verteidigungslinie ausgebaut, vor der sie die nachdrängenden Deutschen solange aufhalten wollten, bis sie in Ruhe in Volos und Chalkis ihre Schiffe besteigen und ausrücken konnten. Alle Straßen zwischen dem Olympmassiv und der Ebene von Saloniki waren durch Sprengungen der Brücken zunächst unbrauchbar gemacht. Nach englischer Schätzung mußte der Vorsprung von 300 Kilometern unwegsamen Sumpf- und Berglandes genügen, um mit heiler Haut davonkommen zu können. Die Briten hatten alles gut vorbereitet, sich nur im deutschen Soldaten wieder einmal verrechnet.

Trotz größter Gelände- und Witterungsschwierigkeiten waren die deutschen Einheiten bis in den Raum von Katerini am Fuße des Olymp vorgedrungen. Von hier aus wurden Panzer- und Gebirgsjägerdivisionen zum Vorgehen beiderseits des Olymp angesetzt. Die rechte Marschgruppe sollte zwischen Olymp und Ossa das Tempe-Tal öffnen und so die Briten, die in den Bergen selbst saßen, abschneiden oder wenigstens zum beschleunigten Rückzug zwingen. Als weiteres Ziel war die Stadt und der wichtige Straßenknotenpunkt Larissa für den deutschen Angriff vorgesehen.

Der Weg der rechten Marschgruppe führte zunächst längs des Ägäischen Meeres. An der Spitze marschierte eine Panzerabteilung. Ihr folgte ein Bataillon Schützen. Nun kann von einem „Marschieren“ im üblichen Sinne gar keine Rede sein, denn man bewegte sich auf keiner Straße vorwärts, sondern mußte die am Meer entlanglaufende Eisenbahnstrecke benutzen. Ein nicht endenwollender Landregen machte die Wege neben der Strecke grundlos. Fahrzeuge, die sie zu benutzen versuchten, versackten hoffnungslos bis über die Trittbretter im Schlamm. Über Schwellen und Schienen holperten die Kompanien vorwärts. Die Brücken und Regenwasserdurchlässe der Bahn wurden mit Schotter und Balken ausgefüllt, damit die schweren Fahrzeuge nicht durchbrachen. Eine schwere, langwierige Arbeit — die Schützen mußten ihre Waffen und Fahrzeugsteuerungen immer wieder mit Hacke und Spaten vertauschen. Aber trotz des Weges und trotz des strömenden Regens herrschte beste Stimmung bei den vorgehenden deutschen Einheiten, denn es ging ja vorwärts. Ein besonderes Hindernis stellte ein Eisenbahntunnel dar, der in seiner Mitte gesprengt war. Er mußte erst freigemacht werden. Kaum war an seiner Decke der versperrende Schuttberg etwas freigelegt, so krochen

schon die Schützen und ihre Offiziere durch die schmale Öffnung hinüber und gingen zu Fuß weiter vor. Ihre Fahrzeuge konnten erst nach zwei Stunden nachfolgen. So näherte man sich dem Tempe-Paß zwischen Meer und Fels mit Panzern, Krädern, Kettenfahrzeugen und LKW mühsam vorrückend.

Im Tempe-Paß selbst hatten Neuseeländer gutgetarnte und beherrschende Bergstellungen inne. Sie waren gewillt, das Tal auf jeden Fall zu sperren. Das Gelände und zahlreiche Panzerabwehrwaffen gaben ihnen dabei jeden Vorteil, den eine Verteidigung gegenüber einem Angreifer gewähren kann. Die britischen Stellungen waren in der Bodenbewachung und in den Steinhäufen am Berghang schwer erkennbar. Stärkere deutsche Kräfte konnten wegen der Enge des Tales nicht eingesetzt werden. Es bot sich gerade Raum für zwei Panzer und eine Schützenkompanie. Die Neuseeländer saßen beiderseits des Tales auf den Bergen und nahmen die Angreifer flankierend unter Feuer. Die Schützen waren längst abgesehen und sprangen von Deckung zu Deckung vor. Sie überquerten den Pinios-Fluß, der durch das Tempe-Tal zur Ägäis strömt, mit Hilfe ihrer Pioniere in Floßsäcken. Auf einer Floßsackfähre wurden dann später auch ihre Fahrzeuge nachgezogen. Den Panzern gelang es, den Fluß zu durchsurten. Ein Verteidigungsneß der Neuseeländer nach dem anderen wurde in zähem Kampf genommen. Der Gegner wehrte sich geschickt und ausdauernd. Selbst die Verwundeten schossen noch auf die Angreifer. Die beiden Spizenpanzer fielen durch Paktreffer aus. Jetzt waren die Schützen allein dem Feind ausgesetzt. Auf sie konzentrierte sich sein Abwehrfeuer, aber sie ließen sich nicht abschrecken, wenn auch die Kampfeindrücke hier in dem engen Gebirgstal die Nerven auf die Probe stellten. Jeder Schuß wirkte durch Echo und Steinschlag doppelt und dreifach. Der Führer der Spizenkompanie stürmte mit einem Zuge den im Talgrund gelegenen Ort Tempe. Er setzte dabei u. a. eine feindliche Pakbedienung mit Handgranaten außer Gefecht, die sich noch bis auf 10 Meter mit Gewehr- und Pistolenfeuer verteidigte. Durch seinen Angriffsschwung hatte dieser Kompanieführer das Hauptverdienst an der Öffnung des Tempe-Tales. Die Versorgung der Verwundeten gestaltete sich äußerst schwierig, denn sie mußten auf dem gleichen beschwerlichen Wege, auf dem angegriffen worden war, zurückgefahren werden. Die Eisenbahnstrecke im Tal selber war durch eine erneute Tunnelsprenkung unpassierbar geworden. Die Briten hatten hier mitten im Bahndurchlaß einen Munitionswagen zur Entzündung gebracht.

Der Durchgang durch das Tempe-Tal war erzwungen, nun versuchten die Briten durch starkes Artilleriefeuer wenigstens den Talausgang in die thessalische Ebene zu sperren. Ihre Absicht mißlang jedoch. Es gelang den Schützen vielmehr, auch diesen Ort zu nehmen und sogar trotz des starken Artilleriefeuers, zunächst ohne Unterstützung durch Panzer, über den Ort

hinaus vorzubrechen. Beispielgebend war auch hier immer wieder die Führung, die den Angriff vorriß und ein Steckenbleiben verhinderte. Die weite thessalische Ebene lag vor den angreifenden Deutschen. Die Neuseeländer befanden sich in der Abenddämmerung überall im Zurückgehen und wurden durch inzwischen angekommene Panzer unter wirksames Feuer genommen. Durch das schnelle Vorgehen der Schützen im Tempe-Tal wurde auch dem Angriff der Gebirgsjäger, die inzwischen über Höhenzüge des Olymp gleichfalls im Herabsteigen zur Ebene waren, erhebliche Erleichterung verschafft. Das Zurückgehen der Briten vor dem Talausgang war auch nicht zuletzt die Folge ihres tapferen Angriffs über die Berge.

Für den neuen Morgen war nun die Eroberung von Larissa geplant. Der Bataillonskommandeur der angreifenden Schützen, übrigens der gleiche, der schon mit den vordersten Teilen seiner Division die serbisch-griechische Grenze und die dortigen Befestigungen am Doiran-See überwunden hatte und auch als erster Schützenkommandeur in Saloniki eingezogen war, trieb schon in der Nacht, gestärkt durch die Eindrücke, die er bei den Gefechten mit den zurückflutenden Briten gewonnen hatte, seine Aufklärung weiter vor. Außerdem wurden sämtliche Schützenkompanien im Fußmarsch mit allen Waffen, Gerät und Munition vorgezogen. Die MG-Kompanie hatte hierbei wieder besonders zu schleppen. Der aufgeweichte Lehm Boden verlangte bei jedem Schritt eine große Kraftanspannung. An Ruhe war natürlich auch jetzt nach dem Kampf nicht zu denken. Die Nerven sieberten zudem noch zu stark von dem Durchlebten, um einen Schlaf zuzulassen. Die Verpflegung kam auf den schlechten Wegen nicht nach. Man lebte sozusagen von der Hand in den Mund. Englische Konserven, Zühner und Eier fanden sich und stillten den größten Hunger.

Im ersten Morgengrauen des 19. April 1941 drangen dann die Schützen, deren Kommandeur auf eine lange Bereitstellung verzichtet hatte, in Larissa ein. Zurückgelassene britische Zwei-Mann-Tanks, Geschütze und Heeresgut aller Art bezeichneten den Weg der Angreifer, die durch ihren kühnen Vorstoß den wichtigen Straßenknotenpunkt so schnell in deutsche Hand brachten.

Deutsche Heerfahrt nach der Insel Samothraki

Am 19. April 1941, 5.30 Uhr, läuft aus einem kleinen thrazischen Hafen eine Flottille von sechs Motorkuttern aus. Auf einem angehängten Prahm werden noch sechs Schlauchboote und zwei Pioniersturmbote mitgeführt. Es sind etwa 300 Mann deutscher Truppen an Bord: eine Kompanie sächsischer und sudetendeutscher Infanterie mit SMG und Granatwerfern, ein Zug Pioniere, ein Zug Nachrichtenleute und einige Spezialtruppen. Die nordöstlichste Insel des Ägäischen Meeres, Samothraki, soll besetzt werden. Flugzeuge haben die Abwesenheit englischer Streitkräfte festgestellt. Kleinere Abteilungen griechischer Polizei sind zwar vorhanden. Man rechnet aber nicht mit ihrem Widerstand.

Die Luft ist diesig und das Meer glatt wie ein Spiegel. Der Sichelmond im bleichen Morgenlicht steht über den südostwärts ziehenden Schiffen, an deren Mast stolz die Flagge des Dritten Reiches flattert. Allmählich bricht sich die Sonne durch die Wolken Bahn. Am Horizont ist die bis zu 1600 Metern aufsteigende gebirgige Insel in blaßblauen Umrissen bereits sichtbar. Das abenteuerliche Unternehmen macht den Männern Laune. Viele von ihnen fahren noch nie zur See, ja, manche sehen das Meer überhaupt zum erstenmal. Sie sitzen und liegen an Deck, schwatzen, rauchen und singen zu den Klängen eines Schifferklaviers. Es wird auch gezeichnet, gemalt und viel fotografiert. Nach den Strapazen der Hochgebirge, die sie marschierend überschritten haben, tut die Ruhe und die Wärme der immer höher steigenden südlichen Sonne wohl.

Die Insel hat sich mittlerweile in Wolken gehüllt und ist verschwunden. Nur hin und wieder taucht ein Zacken des Gebirges aus den brauenden Wolken hervor. Beim Näherkommen geraten wir in dichte, ziehende Nebel, welche die Sicht auf wenige Meter beschränken. Der Hauptmann, unser Flottillenchef, läßt die Fahrt abstoppen und die weit gestaffelt fahrenden Flottillenboote aufholen. Auf einmal ist der Nebel wie weggeblasen, und im strahlenden Glanz der Mittagssonne liegt Samothraki vor uns. Um die höchsten Bergspitzen ballt sich ein leuchtend weißes Kumulusgewölk. Schon können wir Einzelheiten auf der Insel erkennen, Häuser auf der flach ins Meer vorspringenden Landzunge, am äußersten Ende einen Leuchtturm und auf der Keede eine Anzahl Fischerfahrzeuge und Küstensegler.

Die Bewohner des Hafens haben jetzt unser Kommen bemerkt. In hellen Haufen fliehen sie über die grünen Gänge ins Innere der Insel. Ein Zweimaster und ein kleineres Fahrzeug versuchen, eilig nach Süden zu entkommen. „Verdammt noch mal, die Dinger könnten wir so gut gebrauchen!“ knurrt ärgerlich der Hauptmann, aber dann geht ein Schmunzeln über sein Gesicht. Ein Fieseler-Storch braust über uns hinweg, steuert auf den Hafen zu und zwingt durch drohendes Kreisen die flüchtenden Fahrzeuge zur Umkehr. Auf jedem unserer Schiffe ist vorn oder mittschiffs ein MG aufgebaut und feuerbereit gemacht worden. Alles ist klar zum Landen. Der Hauptmann läßt gerade den Funkspruch durchgeben: „Kompanie bei Landemanövern. Keine Feindeinwirkung“, als plötzlich ein Schuß fällt und noch einer. Päng, haut's in die Bordwand. Und jetzt geht ein richtiges Geknatter von Gewehrfeuer los. Im Nu liegt alles an Deck auf dem Bauch. „Stahlhelm auf, Gewehr geladen und entschert.“ Unsere MG bellen ihr wütendes Taktaktaktak in den hellen Mittag. Der Feind ist schwer auszumachen, während wir ein leichtes Ziel bieten.

Das Führerschiff hat gewendet und übernimmt den Feuerschutz der inzwischen herangekommenen Flottillenboote, die zur Landung direkt auf Strand auflaufen. Die Männer springen heraus, zum Teil noch ins Wasser, schwärmen aus und kämmen das unübersichtliche Gelände durch. Jetzt wirft das Führerschiff Anker und bootet seine Besatzung mit Schlauchbooten aus. Jedes Haus wird durchsucht, die Bewohner im Ort zusammengetrieben und unter Bewachung gestellt. Der Widerstand ist gebrochen. Wir finden Gewehre und Jagdflinten. Aber die Hekenschützen selbst sind geflohen. Es wird sofort zur Verfolgung ins Innere der Insel aufgebrochen. Im Zuge der Straße nach der fünf Kilometer von der Küste entfernt liegenden Hauptstadt werden insgesamt 12 Gefangene gemacht. Der Weg ist steil, steinig und in der Mittags Hitze äußerst beschwerlich. Zwei Kameraden müssen mit Sitzschlag zurückbleiben.

Es ist gegen 15 Uhr. Die Männer sind hungrig und durstig, denn sie haben seit heute früh nichts gegessen. Da, an einer Wegbiegung leuchtet uns die Hauptstadt entgegen zwischen tabakfarbenen, fahlen Felswänden, von spitzen Schroffen und zackigen Graten überragt, eine kleine weiße Stadt mit vielen Gängen und Treppen. Dazwischen vereinzelte Feigen- und Öl bäume. Ein richtiges Felsenest! Ein Trupp von Bürgern mit dem Popen und dem Bürgermeister an der Spitze kommt, eine große weiße Fahne schwenkend, auf uns zu. Der Hauptmann nimmt die Botschaft von der Übergabe der Stadt entgegen. Dann sammelt sich die Kompanie, soweit vorhanden, und marschiert geschlossen in die Stadt ein. In den Fenstern flattern weiße Fahnen. Am Straßenrand, auf den flachen Dächern der Häuser und auf den Felsen steht

die gesamte Einwohnerschaft festlich versammelt und begrüßt uns wie heimkehrende Sieger mit griechischen Zeilrufen und gemessenen Klatschsalven. Die Leute wirken wie die von einem Regisseur aufgestellten und einstudierten Chöre eines griechischen Schauspiels. Währenddessen läuten die Glocken. Auf einem kleinen Platz im Stadttinnern macht die Kompanie halt und stellt die Gewehre zusammen. Dann werden der Bevölkerung durch Vermittlung eines Dolmetschers die Wünsche und Verordnungen der deutschen Besatzungstruppen bekanntgegeben.

Der Feind hat eine Anzahl Toter und Verwundeter und bis jetzt 15 Gefangene verloren. Wir haben als einzigen Schwerverwundeten einen tapferen PK-Kameraden und Kriegsmaler zu beklagen: Rieferdurchschuß mit Steckschuß im Kehlkopf. Für seinen schnellen Abtransport hat der Einheitsführer sofort einen Fieseler-Storch angefordert.

Der Abend ist herabgesunken. Die Männer haben endlich ihr schwerverdien-tes Mittagessen gefaßt und sich müde in die Quartiere zurückgezogen. Morgen wird die restliche Insel durchsucht und besetzt werden. Wenn die 40 Mann Polizeitruppen und die 60 Matrosen, die sich andernorts noch befinden sollen, ernstlich Widerstand leisten, dann steht wieder ein heißer Tag mit beschwerlichen Märschen bevor.

Schiffe ohne Flagge

Die leuchtende Farbenpracht des Frühlings, die längs der ganzen Küste der Adria so verschwenderisch ausgebreitet ist, macht vor der engen Wasserstraße halt, die zwischen hochaufragenden Felsbergen die Bocche di Cattaro mit dem offenen Meer verbindet. In dieser Meeresbucht, von der Natur wie kaum eine zweite zum Marinestützpunkt ausersehen, vollendete sich der Untergang der jugoslawischen Flotte, nachdem hier einst schon die österreichisch-ungarische Kriegsmarine nach ruhmvollen Kämpfen ihre Flagge hatte niederholen müssen. Denn Cattaro war im Weltkrieg ein unangreifbarer Ankerplatz, von dem die Geleitzüge an die albanische Front abgingen, und wo viele deutsche U-Boote hinter mehrfachen Sperren gastfreundliche Aufnahme während ihrer weiten Kreuzfahrten durchs Mittelmeer fanden. Nur einmal — es war schon gegen Ende des Krieges — schien dieser feste Platz dem Feinde zuzufallen, als nämlich internationale Gezer und serbische Sendboten gemeinsam eine Meuterei anstifteten, die aber bald dank der unerschütterlichen Treue der kroatischen Besatzung zu ihren deutsch-österreichischen Offizieren unterdrückt werden konnte.

An diesen alten Ankerplätzen lag nun auch die jugoslawische Marine, die von der altösterreichischen nicht nur einen, allerdings recht bescheidenen Teil des Materials, sondern auch Offiziere und Mannschaften übernommen hatte. Aber für die Serben, die doch den jugoslawischen Staat beherrschten, blieb diese Marine stets nur ein Stiefkind und trat vor der Armee weit zurück, die sich als die eigentliche Trägerin der serbischen Tradition ansah und kein Verständnis für das ausbrachte, was über ihren beschränkten Horizont ging. So kam es, daß Serbien, das in den Weltkrieg gezogen war, um sich einen freien Ausgang zum Meer zu erkämpfen, nun, da ihm die ganze Küste in den Schoß gefallen war, damit nichts anzufangen wußte.

Aber wie dem auch sei, Jugoslawien besaß nun einmal eine Flotte und verfügte über Hafenanlagen, auf die England seit jeher ein wachsameres Auge geworfen hatte. Während des Sanktionsfeldzugs gegen Italien tauchte erstmalig der Plan auf, hier eine englische Marinebasis zu errichten. Dieser Plan kam nie zur Durchführung, denn damals war die jugoslawische Staatsführung noch so besonnen, eine derartige Provokation zu unterlassen, aber im geheimen liefen die englischen Bemühungen weiter.

Es ist selbstverständlich, daß bei diesen engen Beziehungen eine Zusammenarbeit zwischen der jugoslawischen und der englischen Flotte vorgesehen

war. Es traf sich dabei ganz gut, daß die meisten der neuen Schiffe auf englischen Werften erbaut worden waren, so daß sie, wenn einmal der Durchbruch durch die Straße von Otranto gelang, eine nicht zu verachtende Verstärkung für Englands Marine abgegeben hätten.

Es war Englands eigene Schuld, daß es um diese Schiffe kam. Denn die jugoslawische Flottenführung hat — so berichtete uns ein jugoslawischer Stabsoffizier, der als Kroate nunmehr am Neubau seines Vaterlandes mit-hilft — alles versucht, um gemeinsam mit den Engländern zu operieren. Aber trotz tagelangen Wartens, trotz aller Bemühungen, auf allen nur erdenklichen Frequenzen eine Verbindung mit englischen Funkstationen herzustellen, erhielt sie keine Weisung, keine Antwort. Und wenn einige Phantasten gehofft hatten, die Engländer würden selbst in der Adria erscheinen und so die jugoslawische Flotte aus ihrer aussichtslosen Lage befreien, so wurden sie bitter enttäuscht. Nicht einmal der englische Marineattaché in Belgrad hielt es für notwendig, an die Küste zu kommen, um dort die sehnlichst erwarteten Weisungen zu erteilen. Er zog es vielmehr vor, mit seinen Vertrauten nach Serajewo zu gehen und die jugoslawische Flotte ihrem Schicksal zu überlassen, das er freilich doch nicht hätte abwenden können.

Und so kam alles, wie es kommen mußte. Die Mannschaften verließen die Schiffe, die jugoslawische Flagge wurde sang- und klanglos niedergeholt, ohne daß auch nur ein einziger Schuß abgegeben worden war. Ein U-Boot soll allerdings zwei Schiffe versenkt haben, aber es handelt sich dabei um jugoslawische Schiffe, die versehentlich torpediert wurden, während ein anderes mit Offizieren und verschiedenen Flüchtlingen an Bord, darunter Polen, eine Fahrt ins Ungewisse angetreten haben soll. Alle übrigen Schiffe konnten teils in Split, teils in Kotor sichergestellt werden. Nur ein einziges fehlte: der Zerstörer „Zagreb“, der von seinem Kommandanten in die Luft gesprengt wurde. Aber außer dieser heroischen Tat eines einzelnen, der dabei den Seemanns-tod fand, war das Ende so unrühmlich, wie es nicht schimpflicher gedacht werden konnte: kaum hatte die Bemannung die Schiffe verlassen, so begann der Pöbel mit der Ausplünderung, bis er von italienischen Wachen mit Waffengewalt daran gehindert wurde.

Über die ganze Bocche di Cattaro zerstreut liegen jetzt die Reste der jugoslawischen Flotte: draußen in Jelenika vor den durch Luftangriffe zerstörten Gangars die großen Wasserflugzeuge, die noch das blau-weiß-rote Hoheitszeichen tragen, weiter drinnen die Tender, die Hilfschiffe, Tanker und ganz drinnen die Zerstörer. Als wir vorbeikommen, betritt gerade das italienische Internierungskommando die Planken der Schiffe. Wir folgen ihm nach und sind vor Überraschung starr: das ganze Innere gleicht einem Trümmerfeld. Die Spinde sind aufgerissen, in Fetzen liegt ihr Inhalt herum, die Schränke

aufgewühlt, die Vorratskammern erbrochen, Schmutz und Verwüstung, wohin wir schauen. Aber neben diesen Spuren der Plünderung, die gerade auf einem Kriegsfahrzeug doppelt peinlich wirken, sorgsamste Vorbereitungen für den Einsatz. Da sind die Kartuschen griffbereit, liegt Munition in den Aufzügen, tropft das Öl aus frisch gereinigten Apparaten, die — so stellen die Offiziere fest — kaum gelitten haben.

Ein paar Tafeln auf der „Dubrovnik“, auf der wir stehen, erinnern an die Reisen, die dieses Schiff, erbaut von Harrow in Glasgow, mit Mitgliedern des Herrscherhauses gemacht hat. „Fahrt von Marseille vom 6. bis 9. Oktober 1934“, heißt es auf der letzten von ihnen und erinnert an die letzte Fahrt des Königs Alexander in den Tod von Marseille. Mit ihm starb, was Jugoslawien einte, mit ihm fiel der Träger eines Staatsgedankens, den seine Nachfahren nicht begreifen konnten, obwohl sie im Namen des Königs zu handeln vorgaben.

Es ist nicht das erstemal, daß eine Flotte den Feinden übergeben werden sollte. Aber die österreichisch-ungarische Flotte hat bis zum letzten Augenblick gekämpft, hat ihre Flagge erst niedergeholt, als ihr oberster Kriegsherr es befahl und es galt, einem neuen Staat zu dienen. Und wie die deutsche Flotte ihre Pflicht erfüllte, wie sie in Scapa Flow mit wehender Flagge unbesiegt in die Tiefe sank, davon kann der Kreuzer „Dalmacija“ berichten, der ebenfalls in der Bocche liegt. Es ist der alte kleine deutsche Kreuzer „Niobe“, der als eines der wenigen Schiffe von der stolzen deutschen Flotte übrigblieb. Jetzt ersparte ihm das Schicksal die Aufgabe, auf Deutsche zu schießen.

Die Bocche hat viel Geschichte gesehen, das Tor zur Zitadelle Cattaro bezeugt es: über dem Markuslöwen ist der österreichische Doppeladler eingemeißelt, daneben sind Inschriften, die ihre Bestimmung als jugoslawische Kaserne kennzeichnen. Nun weht die italienische Flagge auf diesem alten Bau. Aber keine dieser Herrschaften ist so ruhmlos vergangen wie die Jugoslawiens, die nur ein paar herrenlose Rähne, Schiffe ohne Flagge, zurückgelassen hat.

Der Panzervorstoß nach Athen

An der hohen Gebirgsschwelle des Kalidromos-Gebirges hatten die Engländer südlich Lamia ihre letzte Widerstandslinie ausgebaut. Aus gut getarnten, tief im Fels angelegten Nestern wiesen sie zunächst den weiteren Vormarsch einer deutschen Vorausabteilung ab, die hier beim ersten Vorfühlen durch die Ebene von Lamia im zusammengefaßten Feuer der englischen Artillerie, Panzerabwehr, Flak, SMG und Granatwerfer liegenblieb. Der Tommy hatte sich also doch noch einmal vor Athen festgesetzt. Im schon aus der Antike berühmten Kampfgebiete an den Thermopylen kam es nun zu erbitterten Artilleriekämpfen, als die vorgezogene deutsche Artillerie versuchte, den Briten aus seinen starken Stellungen herauszuschießen. Der Gegner sperrte alle Straßen, die in südlicher Richtung führten, und ließ niemanden in Richtung Athen weiter vor. Tag und Nacht donnerten die Geschütze, zuckten die Mündungsfeuer grellrot auf der Ebene und an den Berghängen. Der Brite saß auf den Höhen und hatte sich eine ganz hervorragende Verteidigungsstellung geschaffen, in der er selbst nicht zu sehen war, aus der er aber jede Bewegung der deutschen Truppen genau verfolgen konnte. Das Vorgelände war durch Brückensprengung schwer passierbar gemacht, und der Brückenschlag der Pioniere wurde durch die englische Artillerie dauernd gestört. Während dieser ganzen Zeit, in der die deutsche Artillerie versuchte, die Engländer sturmreif zu schießen, lagen die Kradschützen in vorderster Linie am Feind und versuchten immer wieder durch kühne Spähtrupps zu erkunden, wo der Engländer seine Hauptwiderstandsneester hatte. Der Gegner, englische Kolonialtruppen, ließ die Schützen bis auf wenige Schritt an seine unsichtbaren Stellungen heran und schoß sie dann ab. Der Kampf an den Thermopylen war für die Schützen, die auf den Gebirgskrieg nicht geschult waren, sehr schwer.

Die Hauptverkehrsstraße nach Athen, die über eine Paßhöhe zwischen Kalidromos und Oitagebirge führt, war durch Sprengungen so zerstört, daß auf ihr ein weiterer schneller Vormarsch unmöglich wurde. Hier mußten erst Pioniere heran und die tiefen Sprengtrichter ausfüllen, ehe ein weiteres Vorücken erfolgen konnte. Das aber war eine Arbeit von Tagen. Solange durfte der weitere Vormarsch auf Athen nicht stocken. Also wurde der Angriff auf der alten Straße entlang den Thermopylen angesetzt, wo vor rund 2500 Jahren die dreihundert Spartaner des Leonidas dem Perserkönig Xerxes bis zum letzten Mann standhielten. Die Straße führt am Rande des malerischen Meer-

büsens entlang. Auf der linken Seite hat sie das Meer und Sumpfland, während rechts die Berge steil ansteigen. Sie ist also leicht zu sperren und für einen Angriff denkbar ungeeignet. Dennoch mußte hier der Durchstoß gewagt werden.

Am 24. April 1941, abends gegen 18 Uhr brach die erste Kompanie eines Panzerregiments auf der Thermopylenstraße gegen den Feind vor. Panzer fuhr hinter Panzer auf der engen Straße. An ein Ausweichen nach der Seite war wegen des Geländes nicht zu denken. Dennoch donnerten die Kampfwagen mit beispiellosem Schneid gegen einen Feind, der vorläufig noch unsichtbar war, von dem man aber wußte, daß er mit starken Waffen irgendwo am Wege warten würde. Schon hatten die Panzer die engste Stelle überwunden, schon bot sich am Berghang eine kleine Lichtung, da feuerte der Brite aus nur 50 bis 75 Meter Entfernung aus einer Stellung, die in drei Galerien am Berghang mit Paß und Artillerie geradezu gespickt war. Der Angriff war schwer, aber nicht zwecklos. Auch der Brite war erschüttert und baute ab. An den brennenden Panzern der vordersten Kompanie, an den gefallenen und schwerverwundeten Kameraden vorüber stießen die Kampfwagen der nächsten Kompanie zum weiteren Angriff vor. Sie vollendeten, was die Schwesterkompanie begonnen hatte. Sie warfen die Briten, die nun in größter Hast nach rückwärts in Richtung auf das Dorf Molos flohen und darüber hinaus am Meer entlang sich zu retten versuchten.

Die deutschen Panzer donnerten hinterher. Die Neuseeländer und Australier ließen in der 4 bis 5 Kilometer tiefen Verteidigungslinie ihre Geschütze stehen, wie sie gerade in Stellung waren. Sie ließen einen großen Teil ihrer Kampfwagen zurück. Sie hatten keine Gelegenheit mehr, die reichen Verpflegungslager, die sie überall in den Olivenhainen angelegt hatten, zu vernichten. Sie kannten nur eines, vor den deutschen Panzern wegzukommen. Aber die Kampfwagen verfolgten den fliehenden Gegner und ließen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Der Durchbruch war geglückt. Die starke und tiefe Verteidigungszone des Gegners war durchstoßen. Der Weg nach Athen lag frei. Nur die hereinbrechende Nacht verhinderte an diesem Tage noch eine weitere Verfolgung und schenkte den Engländern Gelegenheit, ihre Flucht fortzusetzen.

Im ersten Frühlicht des neuen Tages (25. April) traten die Panzer wieder an. Ihr Weg führte sie an der Küste der Ägäis entlang. Das war zunächst die alte Marschstraße der Antike nach Athen. Die Panzer blieben den Briten auf den Fersen. Sie ließen ihnen weder Ruhe, sich zu einem neuen Widerstand zu setzen, noch sich durch neue Sprengungen Luft zu verschaffen. Es war ein wunderbarer Vormarsch. Ein Vormarsch, wie ihn sich jeder Soldat wünscht, und wie er zu den schönsten Feldzugserinnerungen zählt. Er war der Dank

und das anerkennende Geschenk des Kriegsgottes für die Tapferkeit der Panzertruppen am vergangenen Abend.

Atalanta wurde erreicht. Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Über das Meer grüßten die felsigen Berge der Insel Euböa. In den Dörfern standen die männlichen Bewohner, in ihrer Mitte die Ältesten und der Pfarrer, und grüßten mit schnell zusammengenähten Saktenkreuzfahnen, mit erhobenen Händen, weißen Tüchern und Blumen den deutschen Seerbann, der bei seinem Verfolgungsrennen an ihnen vorüberzog. Die Gesichter der Radschützen, der Offiziere und Männer in den Kübelwagen überzogen sich allmählich mit einer weißen Maske von Staub und Schweiß. Die schwarzen Uniformen der Panzermänner wirkten grau vom hochwirbelnden Schmutz der Straßen. Der Weg führte über Stock und Stein. Am Straßenrand lag der Stolz der zurückgehenden Tommies, ihre wunderbare funkelnagelneue Ausrüstung. Noch ratternde Motorräder im Straßengraben bewiesen, daß ihre Fahrer gerade erst vor den herannahenden Deutschen im Busch verschwunden waren. Niemand dachte daran, hinter ihnen herzulaufen, um sie zu suchen. Der einzelne Mann interessierte überhaupt nicht. Die Hauptsache war, daß man selbst voran kam und verhinderte, daß der Gegner sich wieder festsetzte. Bei jeder noch unzerstörten Brücke, die man erreichte, konnte man erkennen, das man das richtige Tempo der Verfolgung einhielt. Bei Martanon wurde von der Küstenstraße abgedreht und auf verschwiegenen Landwegen in allgemein südlicher Richtung auf Theben weitermarschiert. Man wollte so am Engländer vorbeikommen, sich ihm vorlegen, um ihn dann abzuschneiden zu können.

Die Kolonnen zogen sich mühsam über die Berge hoch. Unbeschreiblich schlechte Wege, auf denen in Friedenszeiten wohl niemals ein Kraftfahrzeug zu fahren versuchen würde, wurden überwunden. Die Panzer, Kraftwagen und Krafträder mußten geradezu über Felsen klettern, sie mußten steile Steigungen überwinden und sich über schwierige Gefälle hinunterbremsen. Der Schotter bohrte sich in die Reifen, hin und wieder blieb einer mit Panne liegen. Aber das half nichts, Hauptsache war, daß es weiter vorwärts ging. Der Führer der Einheit, ein General, war mit seinem Wagen an der Spitze der Marschgruppe seiner Panzertruppen zu finden.

Leider kam auch an diesem Tage wieder die Nacht viel zu früh. Als vor Dunkelheit in dem unbekanntem, schwierigen Gelände gar nicht mehr zu marschieren und eine Wegstrecke mit steilen Abgründen auf der einen Straße zu überwinden war, ging man zu einer kurzen Ruhe über. Die Fahrer schliefen beim Salt wie tot über ihren Steuerrädern ein. Die Mannschaften lagen im frischen Kraut zwischen riesigen Klippen in der Felsheide, das Koppel um-

geschwallt, das Gewehr im Arm, und nur die Wachen sicherten die wenigen Stunden Schlaf ihrer Kameraden.

Nur einige wenige vorauseilende Radfahrer erreichten noch in dieser Nacht Theben und meldeten es feindsfrei.

Im Morgengrauen des 26. April war wieder alles auf den Beinen. Unrastert, ungewaschen, mit ein paar englischen Reffen und einem Stück Corned-beef als Frühstück wurde zunächst bis Theben vorgerückt. Die Wege waren von geradezu sagenhaft unmöglicher Beschaffenheit. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne rückte die Spitze durch die Stadt, in der einst der feldherr Epaminondas gelebt und seine berühmte schiefe Schlachtordnung erdacht hat.

In der Stadt war man aber endlich wieder auf die große Straße nach Athen gekommen. Endlich hatte man wieder ein Stückchen Asphaltdecke unter den Reifen. Die Spitze einer Kompanie Radschützen drehte daher den Gashebel kräftig auf, als sie in Richtung Eritrea vorfuhr. Im Süden stieg das Kitheron-Gebirge steil aus der Ebene empor. Da wollte man hinüber. Rad hinter Rad setzte mit etwa 50 Meter Abstand in südlicher Richtung auf der Straße vor. Es war beinahe jetzt eine Art Adf.-fahrt, so meinten die Schützen. Sie waren schon ein gutes Stück über den Asoposfluß vorgekommen, da knallte es plötzlich von den Bergen herunter, und längs der Straße reihte sich im Ackerfeld ein Granattrichter an den anderen. Die Schützen sprangen von ihren Maschinen und suchten Deckung im Straßengraben.

Der Tommy war also doch noch nicht weg. Er hatte auf den Berghängen wieder neue Stellung bezogen und dort gewartet, bis die Deutschen über die Ebene an ihn herankamen. Jetzt war es soweit, und er gab Feuer. Eine Lage Granaten nach der anderen setzte zu Tal, auf und neben die Straße, zwischen die Schützen und ihre Krasträder. Die Telegrafstangen knickten um wie Streichhölzer, pfeifend zwitscherten die Splitter über den Asphalt, während schon wieder die nächste Ladung angegurgelt kam. Eine verdammt dumme Lage für die Schützen. Hier konnten sie nicht bleiben, das war klar. Also liefen sie an ihre Krasträder zurück, sprangen schon im Anfahren auf und donnerten in höchster Gangart zurück. Weit auseinandergezogen prasselten sie auf der Straße, die sie erst so gemütlich angefahren gekommen waren, rückwärts, bis sie außer Reichweite des Artilleriefeuers waren. Aber dieser Weg war keine Freude. Mit eingezogenem Kopf jagte man um die Sprengtrichter in der Straße herum. An jedem Straßenstück, das von den Bergen aus einzusehen war, konnte es einen erwischen. Aber sie kamen alle durch, denn der Tommy schoß im Grunde genommen schlecht. Es blieb bei einem Schwerverwundeten, zu dem sich dann noch ein Unteroffizier mit einem Wadenschuß fand. Die Taktik der Radschützen, die hier das britische Feuer herausgelockt

hatten, um dann weit auseinandergezogen zurückzufaufen, war ihr bester Schutz gegen Treffer.

Auf der Hauptstraße nach Athen war also kein Weiterkommen. Die Spitze hatte Feuer erhalten, und die Briten saßen, wieder schlecht zu erkennen, in den Bergen. Sie schoben ein Geschütz um eine Felsecke, gaben einige Schuß ab und verschwanden wieder. Auch die Flugzeuge konnten sie nicht finden. Solange sie über den englischen Stellungen freisten, schoß der Gegner eben nicht, um sofort wieder das Feuer aufzunehmen, wenn sie weg waren. Wenn man die Briten hier bekämpfen wollte, um die Straße freizumachen, so konnte es noch lange dauern, ehe man wieder vorwärts kam. Und man wollte doch nach Athen. Die Schützen, die Spitze gefahren waren, übernahmen gleich die örtliche Sicherung von Eritrea, während herankommende Artillerie in Stellung ging und nun ihrerseits den Gegner unter Feuer nahm.

Eine neue Spitze wurde zusammengestellt, während vorn das Gefecht lief. Auf Seitenwegen, so daß der Tommy von seinen Bergen nicht erkennen konnte, daß eine neue Marschgruppe zum umfassenden Angriff ausholte, zog man los. Vorweg klärten einige Panzerspähwagen auf und suchten nun eben einen anderen Weg nach Athen, da die Hauptstraße versperrt war. Wieder ging die wilde Fahrt ohne Rücksicht auf die Fahrzeuge durch Schlaglöcher, Querrinnen, Feld und Heide. In Staubwolken gehüllt brauste die kleine Streitmacht von wenigen Panzerspähwagen, ein paar Kradschützenkompanien, einer Batterie, Pionieren und Panzerjägern, im ganzen genommen nur einige hundert Mann unter Führung des Oberstleutnants einer Aufklärungsabteilung, zunächst wieder nach Osten in Richtung zur Ägäis. Man mußte wieder versuchen, am Meer entlang weiterzukommen. In der Nähe von Chalkis traf man auf einen Sondertrupp, der auf die Nordspitze der Insel Euböa übergesetzt und dann auf der Insel entlang nach Süden vorgestoßen war. Auch dort war der Engländer schon abgerückt.

Der Weg der Marschgruppe führte wieder über Berghalden, durch Moor und Gestrüpp. Alle Widerstände des Geländes wurden überwunden. Man wollte ja um jeden Preis nach Athen. So wurde wieder bis in die tiefe Dunkelheit marschiert. Vom Feind war in dieser Abgelegenheit nichts zu merken. Hier hatte er keine Widerstandsriegel ausgebaut, denn hier erwartete er keine Deutschen. Im Raum von Schimatari wurde übernachtet. Die Schützen schlugen ihre Zelte auf und schliefen schon, ehe sie sich richtig hingestreckt hatten. So müde waren sie. Starke Wachen sorgten auch hier wieder dafür, daß das Häuflein nicht von einem stärkeren Gegner überfallen und ausgehoben wurde.

Sonntagmorgen. Die Sonne des 27. April deutete ihr Kommen erst mit einem fahlen Streifen hinter den Bergen Euböas an, als die Männer schon

wieder auf ihren Kraftfahrzeugen saßen und in langer Reihe die gewundenen Wege in Richtung Athen fuhren. Die Spitze hatte gerade noch 10 englische LKW in höchster Fahrt verschwinden sehen, die wahrscheinlich zu einem der vielen Sprengtrupps gehörten, mit denen die britische Führung die griechische Verkehrsader demolierte. Die Straße der Marschgruppe führte wieder über Wege voller Felstrümmer mit tiefen Löchern und Rinnen. Aber die Männer waren in herrlicher Stimmung, lag doch ihr Ziel schon greifbar nahe vor ihnen.

Auf Schleichwegen hatten sie sich ohne Rücksicht auf die Feindlage bis an die griechische Hauptstadt herangepirscht. Als ihr Weg unbrauchbar wurde, weil wieder ein Brücke zerstört war, holperten sie eben auf Schwellen und Schotter einer Eisenbahnstrecke solange weiter, bis sie wieder eine feste Straße fanden, auf der sie dann, nunmehr ungehindert, über Tatoi nach Athen hineinfuhren. Mit einem Male waren sie da. Sie kamen ganz unerwartet von hinten in die Stadt. Die Bewohner liefen zusammen und standen in dichten Reihen längs der Straße, sie bestaunten die durchfahrenden Deutschen, die da mit fast schwarzen, unrafierten Gesichtern auf lehmverkrusteten Kraftfahrzeugen in ihre Stadt einzogen, aus der noch in der Frühe die letzten Engländer in recht ansehnlicher Stärke abgerückt waren. An der Vormarschstraße hatte man noch ihre Zeltstädte verlassen vorgefunden.

Gegen 11 Uhr wurde dem Oberstleutnant die Stadt in aller Form übergeben. Um 12.30 Uhr übernahm schon seine Pionierkompanie den Piräus, in dem die Briten kein einziges Schiff gelassen hatten.

Das Ziel des Panzervorstosses, der seinen Anfang im Tal von Lamia genommen hatte, war erreicht. Über der Akropolis wehte die Sakenkreuzfahne.

Kriegsmarine besetzt die Insel Skiathos

Die Ereignisse jagten sich, nachdem wir als Prisenkommando im Hafen von Volos im Kraftwagen angekommen waren. Ein Tag Bootsmusterung, ein Tag Truppentransporte, und nun waren wir kaum wieder im Hafen, da wurde uns der Auftrag erteilt, mit unserem als zuverlässigstem bekannt gewordenen Motorfutter an der Besetzung der wichtigen, die Zufahrt zum Golf von Volos beherrschenden Insel Skiathos teilzunehmen. Proviant und Wasser wurden gefaßt, der Motor noch einmal überholt, ein erbeutetes Maschinengewehr am Bug in Stellung gebracht, ehe die Besatzung an einige Stunden Schlaf denken konnte. Mit Sonnenaufgang ging es dann in See. Drei Offiziere, drei Unteroffiziere und acht Mann bildeten das Erkundungskommando, dem gleichzeitig der Auftrag erteilt wurde, bei fehlender feindlicher Gegenwirkung die Insel mit der gleichnamigen 5000 Einwohner zählenden Stadt in Besitz zu nehmen.

Wir fahren wieder in einen der prachtvollen Sonnenaufgänge hinein, wie sie in den südlichen Breiten von allen deutschen Soldaten als das Herrlichste eines jeden Tages bezeichnet werden. Unser kleines Schiff mit dem 60pferdigen Glühkopfmotor stampft mit 8 Seemeilen in der Stunde dem 35 Seemeilen entfernten Ziel entgegen. Wir halten Kurs mitten durch den Golf. Rechts und links sehen wir die hohen Berge der griechischen Küste grau in grau. Die Sonne hat noch nicht genügend Leuchtkraft, um das wenige Grün zur Wirkung zu bringen. Zunächst interessiert uns die von den Griechen gelegte Netzsperrre, die wir in einigen Stunden passieren müssen. Wir wissen noch nicht wie, wir wissen auch nicht, ob hinter der gut sichtbaren Sperrre und ihrer Durchfahrt nicht doch noch eine Minensperre liegt. Wir nehmen kurz vorher einen griechischen Lotsen an Bord, der die Garantie übernimmt, uns sicher durchzubringen.

Schon meilenweit sehen wir die auf und ab tanzende Kette der Netzschwimmkörper, die schwarz vom blauen Wasser abstechen. Die Sonne steht hoch am Himmel, wir sind ihren Strahlen rettungslos ausgesetzt. Wäre nicht der fächelnde Wind, der einmal aus dieser, dann aus jener Richtung kommt, man würde es nicht aushalten. Gespannt sehen wir den schnell wachsenden Tonnen entgegen, die deutlich eine Lücke dicht unter Land erkennen lassen. Wir steuern in sie hinein, sind durch und müssen nun abwarten, was die nächsten 100, 200 oder mehr Meter bringen. Es geht gut, und wir können

annehmen, daß der Grieche sich die Kosten einer Minensperre hinter einer guten Netzsperrre gespart hat. Lange schon sind uns die hohen Berge der Insel Skiathos im Blickfeld, graue Massen, die aus dem Meer steigen. Wir erwarten nichts Besonderes von ihnen, höchstens, daß ein noch nicht von dem Verlauf der Ereignisse Unterrichteter unsere Flagge als feindliche unter Feuer nimmt. Aber auch darüber werden wir bald beruhigt. Nichts geschieht. Wir steuern die den Nord- und Südkurs beherrschenden Höhen an und finden auch einen Landeplatz mit weißem Strand.

Der Erkundungstrupp geht ins Beiboot, wird an Land abgesetzt, verschwindet in den Büschen und erscheint 100 Meter höher auf einer steil ansteigenden Lichtung. Wir warten an Bord auf die Rückkehr, nehmen die Gelegenheit wahr zu einem Bad in den blauen Fluten. Nach Stunden kommt der Erkundungstrupp zurück, eine verlassene Batteriestellung war das Ergebnis. Also auch hier hat der Feind eingesehen, daß der Widerstand zwecklos ist.

Wir nehmen Kurs auf die Stadt Skiathos, die sich hinter einer Bucht mit hohen Bergen verbirgt. Als wir mit „Sart Backbordruder“ die letzte Klippe umrunden, schließen wir die Augen vor dem blendenden Weiß, das uns entgegenleuchtet. Weiße Häuser vom Strand bis zu den Höhen, dazwischen tiefgrüne Pinien und hellere Platanen, ein Hafen mit einer großen Anzahl von Masten. Wir sind schon von weitem als deutsches Kriegsfahrzeug erkannt worden. Die ganze Bevölkerung hat sich an dem Kai aufgebaut. Sie winkt uns zu, und als wir näher kommen, stellen wir fest, daß viele Frauen Blumensträuße in den Händen halten. Wir legen an, der führende Offizier steigt an Land, mit ihm ein Begleitkommando. Freundlich lächelnd tritt ihm mit einer tiefen Verbeugung der Bürgermeister entgegen, spricht einige Worte, die von seinen Mitbürgern mit Beifall quittiert werden. Die Mitteilung, daß die Insel und die Stadt von diesem Augenblick an der deutschen Wehrmacht unterstellt sind, wird von dem Dolmetscher mit der freudigen Versicherung beantwortet: „Darauf haben wir schon lange gewartet!“ Eine Stunde später wissen wir, daß es stimmt, denn die Insel hatte nur noch für drei Tage Brot. Stundenlang müssen wir dann aushalten, inmitten Hunderte von Menschen, die uns freundlich zusehen, wie wir unseren türkischen Kaffee trinken, müssen uns von vielen die Menge durchbrechenden Männern die Hand drücken lassen, die uns mit einem „Heil Hitler“ grüßen. „Sie sind unsere Gäste!“ wird uns gesagt, und wir erfahren nachher, als wir uns Obst, Wasser, Ansichtskarten und sonstige Kleinigkeiten kaufen wollen, daß jeder sich standhaft weigert, auch nur einen Pfennig anzunehmen. Mit Blumen hat man uns geradezu überschüttet, und die Herzlichkeit, mit der man sich beim Ablegen unseres Bootes von uns verabschiedet, ist aufrichtig.

Der Einsatz der Fallschirmtruppen am Isthmus von Korinth

Im Verlauf der großangelegten Operationen auf dem Balkan konnte der Wehrmachtbericht am 27. April 1941 melden, daß deutsche Fallschirmtruppen in kühnem Angriff aus der Luft in den Morgenstunden des 26. April den Isthmus von Korinth und die Stadt selbst genommen haben. Inmitten der feindlichen Stellungen gelandet, besetzten sie den Isthmus von Korinth, nahmen die Stadt, sicherten den Kanal und schnitten damit den englischen Rückzugsbewegungen als erste deutsche Truppen auf dem Peloponnes den Weg ab. Bei diesem tapferen Unternehmen wurden von den Fallschirmjägern zahlreiche Engländer, darunter viele Stabsoffiziere, gefangengenommen.

Im ersten Morgengrauen des 26. April herrscht auf einem Flugplatz in Mittelgriechenland ein mächtiger Betrieb. Die Maschinen, die in den späten Abendstunden von Bulgarien kommend auf diesem Feldflugplatz gelandet waren, werden zum Einsatz ausgerüstet. Die Motoren der Stukas und Zerstörer heulen auf, und die Kameraden der fliegenden Verbände starten, um den Einsatz der Fallschirmjäger zu schützen und etwaige feindliche Geschütz- und Maschinengewehrstellungen während des Abspringens niederzuhalten. Fallschirmjäger sind an den Maschinen angetreten. So wie bei den bisherigen Einsätzen in Belgien, Holland und Norwegen herrscht eine große Spannung. Die letzten Befehle werden erteilt, die Waffen und Fallschirme noch einmal von den Kameraden nachgesehen. Ein letzter Befehl und ein letztes „Sals und Beinbruch!“ des Kommandeurs sowie der Staffelf kapitäne wird zugerufen.

Mit dem ersten Morgenrot, das über Thessalien anbricht, starten die ersten Transportmaschinen. Staffel auf Staffel und Gruppe auf Gruppe sammelt sich und nimmt Kurs auf den Golf von Korinth. Während die Maschinen die Berge Mittel-Griechenlands überfliegen, sehen wir auf den Straßen unter uns die Kameraden des Heeres in Richtung Süden vorstoßen. Die deutsche Luftüberlegenheit ist gewaltig. Unter dem sicheren Schutz von Jägern und Zerstörern fliegen die Transportmaschinen mit Fallschirmjägern besetzt gegen den Feind. Vor uns taucht jetzt die Küste des Peloponnes auf. Dichte Qualmwolken liegen in der Nähe der Stadt Korinth. In der Gegend des Kanals können wir die Leuchtspurbahnen der leichten Flak und den fortwährenden Angriff unserer Zerstörer beobachten. Der Absezer befiehlt: „fertigmachen!“ Wir treffen die notwendigen Vorbereitungen zum Absprung. „fertig zum Sprung!“ Wir werfen uns noch einmal einen Blick zu, der erste von uns tritt

in die offene Türe, und Sekunden später ertönt das Sprungsignal. Die Fallschirmjäger schweben der Erde zu. Welle auf Welle folgt.

Während des Absprungs erhalten die ersten Wellen Feuer von einer leichten Flakbatterie, die an der Kanalküste steht, sowie auch durch Fla-MG, die längs des Kanals aufgestellt sind, und durch eine größere Anzahl von Gewehrschützen. In vorbildlicher Weise sind die einzelnen Kampfgruppen in dem ihnen vorher zugewiesenen Raum gelandet und haben ihre Gefechtstätigkeit aufgenommen.

Unmittelbar nach der Landung setzt sich der Pionierzug in mutigem Einsatz in den Besitz der Kanalbrücke und zerstört die Zündleitungen, die für die schon vorbereitete Sprengung angelegt sind. Was hier die Männer an Draufgänger-tum und an tollkühnem Mut, aber auch an infanteristischen Leistungen zeigen, ist bewundernswert. Die englische Brückenbesatzung zieht sich fluchtartig nach Süden zurück.

Weitere Einheiten, die südlich der Brücke abgesprungen sind, säubern das Gelände zwischen Kanal und Straße und nehmen die Einfahrten des Kanals. Eine englische Kolonne, die auf der Straße zwischen der Brücke und der Stadt Korinth steht, wird aufgerieben. Dabei werden vier leichte Flakgeschütze erbeutet.

Die Einheit, die nördlich des Kanals abgesprungen ist und die Sicherung übernommen hat, greift dabei eine feindliche Kolonne an, die auf der Flucht nach dem Peloponnes begriffen ist. Die Engländer flüchten sofort unter Zurücklassung der Kraftfahrzeuge in die Berge. Die Einheit geht weiter vor gegen den Ort Kalamaki und nimmt in kühnem Vorstoß eine weitere Kaserne. Viele englische und griechische Gefangene werden eingebracht. Mehrere Spähtrupps kehren mit weiteren Gefangenen zurück. Immer wieder gibt es dabei Gefechtshandlungen. Da hier die Brücke gesprengt ist, nimmt eine Einheit sofort die Fähre in Betrieb und beginnt gleichzeitig mit dem Bau einer Brücke an der Fährstelle, die bereits nach einigen Stunden fertiggestellt ist. Erbeutete Panzerabwehr- und Fliegerabwehrgeschütze sichern diesen Brückenübergang.

Zwei Stunden nach dem Absprung ist der Brückenkopf gebildet und die Sicherung des Kanals übernommen. Mit Hilfe von zwei erbeuteten Panzerwagen wird unter Führung eines Leutnants ein tapferer Vorstoß in die Stadt Korinth unternommen, und es gelingt, aus der von den Engländern besetzten Stadt den Bürgermeister, den Kommandeur der griechischen Truppen sowie den Polizeichef herauszuholen. Diese werden sofort zum Regimentskommandeur geführt und erklären sich bereit, die Stadt bedingungslos zu übergeben. Um 15 Uhr erfolgt die Besetzung der Stadt, wobei einzelne Engländer noch geringen Widerstand leisten.

Während des Kampfes am ersten Einsatztag haben Verbände der Luftwaffe in bester Kameradschaft den Kampf der Fallschirmjäger unterstützt. Vor allem

haben die Aufklärer durch laufende Überwachung des gesamten Raumes dem Gefechtsstand der Fallschirmjäger jede wichtige Bewegung des Feindes mitgeteilt. Stufaverbände griffen wiederholt den Feind an und brachten ihm schwere Verluste bei.

Während am ersten Einsatztag die Stufas den nach Süden abziehenden Engländern, die von Argos oder Nauplion aus versuchen, Griechenland zu Schiff zu verlassen, harte Schläge versetzen, wird vom Gefechtsstand der Fallschirmjäger aus die planmäßige Sicherung des Kanals und der Stadt Korinth vorgenommen. Den Übergang über den Kanal sichern Pat- und Flakgeschütze. Die Nacht verläuft ruhig. Mit Beginn der Dämmerung sind die ersten Aufklärer, Zerstörer und Stufas wieder da, die den Einsatz überwachen und schützen. Abwurfmeldungen der Aufklärer künden den Anmarsch deutscher Truppen aus Norden und die Landung der Leibstandarte „Adolf Hitler“ in Patras an. Der Feind hat sich nach Argos und Nauplion zurückgezogen und kam infolge der Versenkung der dort befindlichen Transportschiffe und der weiteren Stufaangriffe Griechenland nicht mehr verlassen. Ein Spähtrupp, der in Richtung Megara vorstößt, trifft in den Mittagsstunden mit der Vorhut der deutschen Panzertruppen zusammen. Eine herzliche Begrüßung findet auf der Straße statt. Wenig später reichen sich der Kommandeur der Fallschirmjäger und der Kommandeur der Panzertruppe die Hand. Auf ihrem Vormarsch in Richtung Athen haben die Panzer die Meldung erhalten, daß deutsche Fallschirmjäger am Isthmus von Korinth abgesprungen sind. Es war für jeden Mann, wie der Kommandeur der Panzer sagt, ein doppelter Ansporn, vorzustößen und die notwendige Verbindung mit den tapferen Fallschirmjägern aufzunehmen.

Der Kommandeur der Fallschirmtruppe erhält den Befehl, mit einigen seiner Einheiten die Verfolgung des Feindes in Richtung Süden aufzunehmen. Mit englischen Fahrzeugen, mehr oder weniger fahrbereit, stoßen Fallschirmjäger im Laufe des Tages noch über Argos hinaus vor. Hunderte von englischen Lastkraft- und Personenwagen, Geschützen und Kriegsmaterial aller Art liegen zerstört oder in Brand gesetzt links und rechts der Straße, in den Feldern und an den angebauten Zitronen- und Olivenhainen. Da, wo die flüchtenden Kolonnen dichter gefahren sind, hatten unsere Stufas ein dankbares Ziel. Kurz vor Argos kommen wir am Flugplatz vorbei, wo 40 Flugzeuge, vor allem englischer Herkunft, vernichtet sind. Mit der untergehenden Sonne erreichen wir den Rand der Stadt Argos. Auf den erbeuteten englischen LKW stehen die Fallschirmjäger hinter den Maschinengewehren oder mit der Maschinenpistole in der Hand bereit, um jedem Überfall sofort entgegenzutreten zu können.

Es bleibt aber alles ruhig, denn der Engländer hat die Stadt bereits geräumt, und die Bevölkerung begrüßt uns mit lebhaftem Zuruf und Winken.

Da die Nacht schnell anbricht, wird zwischen Argos und Navplion in einer kleinen Ortschaft am Meer Halt gemacht und mit genügend Sicherung, die durch Pak und erbeutete englische Flakgeschütze sowie durch Streifen verstärkt ist, der Morgen abgewartet. Mit Beginn der Dämmerung geht der Vormarsch weiter. In den Dörfern, die wir passieren, stoßen wir auf viele Engländer, die sich kampflös ergeben. Mit einem erbeuteten englischen Panzerwagen und Pak voraus erreichen wir gegen 5.30 Uhr die Stadt Navplion. Die Straßen sind leer. Vor einem Haus steht ein griechischer Posten unter Gewehr. Der Kommandeur läßt halten und in das Haus eindringen. Erst später stellt sich heraus, daß darin der Kommandeur der Armee des östlichen Peloponnes sich befindet. Mehrere Offiziere, darunter der Kommandierende General, werden gefangengenommen. Er bietet dem Kommandeur die Übergabe der ihm unterstellten Einheiten an. Dieses Angebot ist aber nur formell, denn die Überlegenheit der deutschen Kräfte und der überraschende Einsatz der Fallschirmjäger bei Korinth hat die Griechen veranlaßt, sich größtenteils kampflös entwaffnen zu lassen. Tausende von griechischen Soldaten werden von wenigen Fallschirmjägern entwaffnet und abgeführt.

Aus griechischen Aussagen erfahren wir, daß sich über tausend Engländer nach Tolo, südlich von Navplion, zurückgezogen haben, die angeblich auf mehrere Zerstörer warten, die sie abtransportieren sollen. In beschleunigter Fahrt stoßen wir gegen Tolo vor. In einer kleinen Ortschaft erhalten wir aus den Häusern Feuer. Unter dem Einsatz von Granatwerfern, Pak und Flakgeschützen gehen wir vor. Nach kurzem Kampf, bei dem wir einige Verwundete haben, ergeben sich die Engländer. Der Vorstoß geht weiter. Bei Tolo haben sich die Engländer in überhöhten Felsstellungen ausgezeichnet eingebaut. Wir erhalten den ersten Beschuß und bringen sofort unsere Geschütze in Stellung. Ein heftiges Feuer setzt ein. Fern ziehen deutsche Stukas vorbei, die den Meeresraum gegen herannahende Schiffe sichern. Nach weiterem Feuerkampf zeigt plötzlich der Tommy ein weißes Tuch. Ein Parlamentär nähert sich und bietet die Übergabe an. Damit ergeben sich 1500 Engländer, darunter 75 Offiziere, bedingungslos den Fallschirmjägern. Ein großes Lager von Kriegsmaterial aller Art fällt in unsere Hände.

Die weitere Säuberung des Peloponnes hat das Meer und die Waffen- $\frac{1}{2}$ übernommen. Die Fallschirmjäger haben ihren Auftrag mustergültig erfüllt.

Nach der Einnahme von Kalamata

Fast achttausend Mann des britischen Expeditionskorps auf dem Balkan haben bei Kalamata ihre Waffen niedergelegt und sind unsere Gefangenen geworden. 450 Mann einer deutschen Marschgruppe haben sie überrascht und handstreichartig zur Kapitulation gezwungen. Die Briten wähten sich einigermaßen sicher; nach der Sprengung des Isthmus-Überganges bei Korinth glaubten sie, genug Abstand von dem sie verfolgenden Gegner gewonnen zu haben, um in Ruhe ihre Einschiffung im südlichen Peloponnes durchführen zu können. Zum Teil ist sie in der letzten Nacht, ehe der deutsche Panzerspähtrupp angebraust kam, auch gelungen, aber fast 8000 Mann Inselengländer, Australier, Neuseeländer, ein jüdisches Arbeitsbataillon und Inder haben den Anschluß verpaßt und bis in die letzten Minuten noch auf die Ankunft ihrer Zerstörer im Hafen Kalamata gehofft.

Dicht sind unsere Verfolgungsgruppen dem weichenden Feind auf den Fersen geblieben in Attika und im Peloponnes. Die Häfen Oporto Kastri und Kalamata sind zu Denkmälern des Zusammenbruchs des britischen Griechenland-Unternehmens geworden. Hier wie dort wiederholen sich die Szenen, die wir vor und in Dünkirchen gesehen haben. Noch ist die Beute nur in runden Zahlen abzuschätzen, noch stoßen bei Kalamata unablässig versprengte Feindgruppen aus den Bergen zu dem ablutenden Strom der Gefangenen. 2000 MG, 1000 Fahrzeuge, an die 10 000 Gewehre sind uns in die Hände gefallen — Material und Waffen stammen von jenen britischen Verbänden, die Griechenland bereits in den vergangenen Tagen verlassen haben.

Unter den Olivenhainen hat sich die Auflösung der Einheiten vollzogen, Olivenbäume beschatteten in diesen Tagen der glühenden Mittagssonne die Reste des britischen Kraftwagenparks, die an Land zurückbleiben mußten. Autofriedhöfe, wie wir sie seit dem Durchbruch bei den Thermopylen kennen. Von dort angefangen bis hierher nach Kalamata begleiten uns als Meilensteine der britischen Flucht die Wagen, die den Palmwedel oder das Känguruh als Zeichen führen — ägyptische und australische Einheiten.

Über Theben — ostwärts ausbiegend über Malakassa—Athen — ging es über Eleufis, Richtung Korinth. „Feststellen, ob der Peloponnes noch vom Feind besetzt ist“, lautet der Auftrag.

In Korinth wurde der Marschgruppe bekannt, daß sich der Feind in der Stärke einiger tausend Mann mit Fahrzeugen und schweren Waffen zurück-

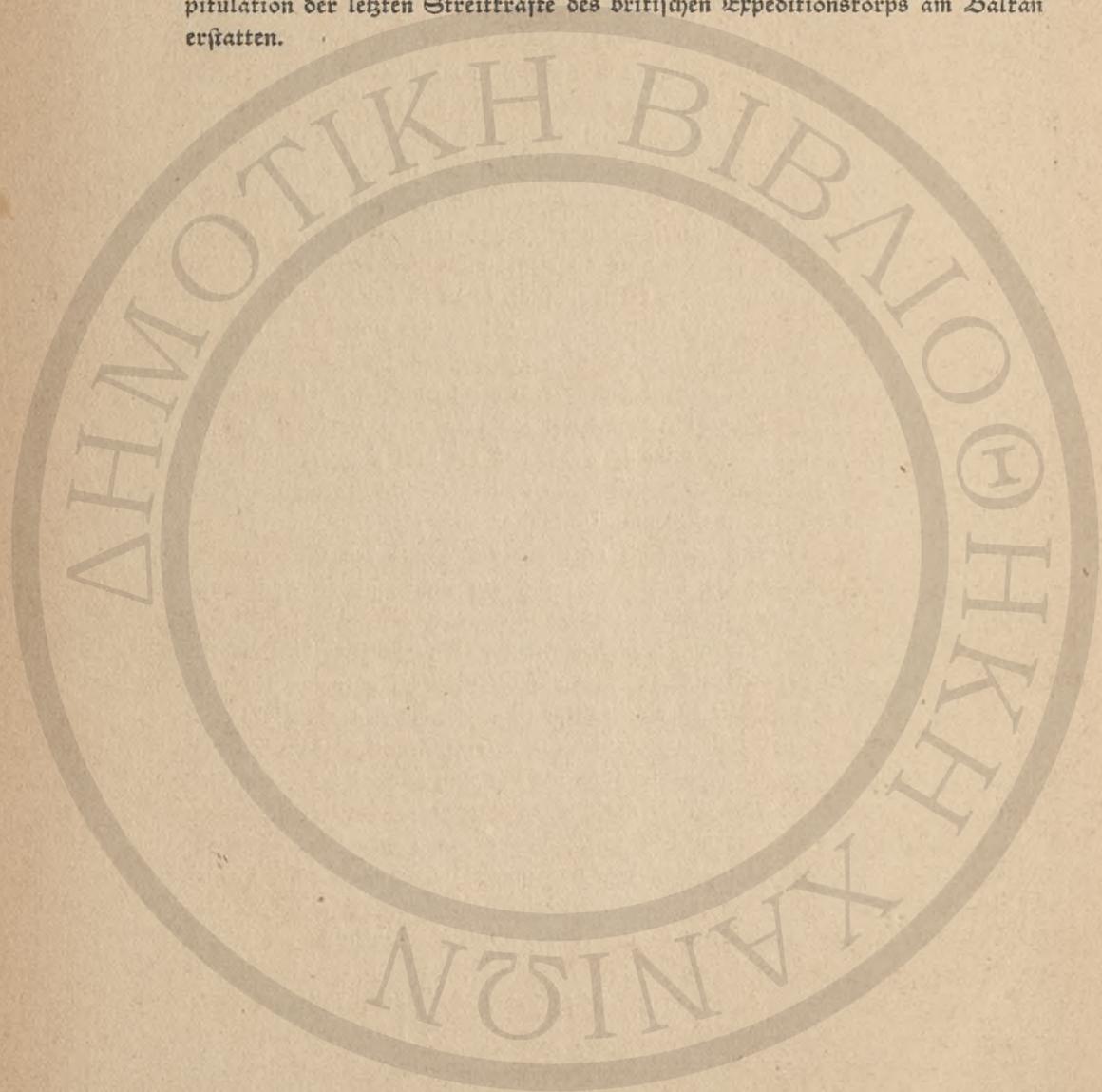
gezogen hatte. Verfolgung über Argos — Tripolis — Megalopolis! Gleich hinter dieser Stadt bemerkte der Führer des Panzerspähtrupps Staubwolken auf den Höhenstraßen. Feindberührung wieder vorhanden. Sie wird zum Gefecht 15 Kilometer vor Kalamata, wo die Spitze hart auf die britische Nachhut stößt. In kurzem Treffen werden die ersten 600 Engländer gefangen-genommen. In flüssiger Fahrt erreichen die vordersten Teile am Spätnach-mittag den Stadtkern — vom Feind ist hier nichts zu merken. Aber bald erhebt sich, als die Spitze auf der Uferstraße vordringt, ein mörderisches Feuer von den Dächern, Kaminen, Dachlukn, Haustüren und Fenstern; dazu kommt feindliches Pat-Feuer von den nahen Berghängen. Es ist der Teufel los in dieser Stadt. Dennoch — die drei Panzerspähwagen schieben sich vor. Der Führer des ersten Wagens sieht, flüchtig seitwärts blickend, wie aus einem Haustor auf ihn mit der Panzerbüchse angelegt wird. Er befiehlt: „Turmschwenken“, um sich zu wehren, aber es ist zu spät, schon ist der Turm unbeweglich geworden, und die Kanone ist zerstört. Der Führer des ersten Panzerspäh-wagens hatte bereits einzelne feindliche Gefechtsgruppen zur Übergabe ver-anlaßt durch Schwenken eines weißen Tuches. „I don't fire“ — schrie er in die Straßen hinein, — „come here!“ Erst dort, wo dies nicht verfang, gab es Pulver. Die feindliche Abwehr wird so stark, daß die drei Panzerspähwagen in eine Seitengasse einschwenken müssen. Da steht die Schützenkompanie im Straßenkampf, ein Offizier ist eben umgesunken, er wird mit dem Panzerspäh-wagen aus dem Feuerbereich gebracht; er stirbt unterwegs den Soldatentod. Ein weiterer Offizier, der die Straße entlang auf andrängende Engländer feuert, fällt durch feindlichen SMG-Beschuß.

Es ist ein harter Straßenkampf. Die motorisierte 15-Zentimeter-Batterie greift jetzt ein — in gestreckter Schußlinie auf die Häuserfront, von wo aus der Feind angreift. Dunkelheit ist eingefallen, sie erschwert den Häuserkampf. Die ganze Nacht hindurch hält das Feuer an. Die eine aus Danzigern und Oberschlesiern bestehende Schützenkompanie, auf der von jetzt ab die Hauptlast des Angriffs liegt, wird vom Feind umschlossen und gerät, freilich nur vor-übergehend, nach stundenlangem heißem Kampf gegen starke Übermacht in Gefangenschaft, denn ihre Munition war bis gegen Mitternacht restlos ver-schossen. Ein letzter Täuschungsversuch der eingeschlossenen Kompanie, den zehn- bis zwanzigfach überlegenen Gegner durch einen Parlamentär zur Über-gabe zu bewegen, schlug fehl.

Im Verlauf der Nacht entschloß sich indes der Führer der englischen Bri-gade, den gefangenen Kompaniechef zur Vermittlung von Übergabe-Verhand-lungen zu bewegen, da er aus dem Kampfeinsatz der einen Kompanie den Eindruck hatte, daß sehr starke deutsche Kräfte bereits die Stadt besetzt hielten und daß die Berge um Kalamata ebenfalls besetzt seien.

Die Androhung deutscher Stuka-Angriffe durch den Kompaniechef und später durch den Kommandeur der Kampfgruppe bestimmten den Feind zur bedingungslosen Kapitulation am nächsten Morgen.

Dann durfte die siegreiche Kampfgruppe die stolze Meldung von der Kapitulation der letzten Streitkräfte des britischen Expeditionskorps am Balkan erstatten.



Mit Den Fallschirmjägern nach Kreta

Am Abend vorher, als die Sonne schon weit im Westen stand und mit ihrem rötlichen Licht die Berge und Wälder des Peloponnes wie mit einem Feuermantel überzog, starteten noch einmal die Stukas zu einem vernichtenden Angriff gegen die Insel Kreta. Den ganzen Tag schon hatte der Feind Angriff auf Angriff über sich ergehen lassen müssen. Zerstörer, Stukas und die schweren Kampfverbände hatten vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein in ununterbrochener Reihenfolge Flugplätze, Kasernen, Schiffsziele, Flakstellungen und andere bedeutsame Ziele des Gegners mit Bomben belegt, und die ausgezeichnet schießende feindliche Flakartillerie wie auch die englischen Jäger hatten die Lawine der deutschen Angriffe nicht aufhalten können.

Seit mehr als zwei Wochen schon hatte die deutsche Luftwaffe fast täglich dem Gegner harte, kaum zu verwindende Schläge zugefügt. Wieder soll heute ein Ansturm gegen die englisch-griechische Zwingsburg steigen. Hunderte von Transport-Jus, unzählige Fallschirmjäger stehen auf ihren Feldflughäfen zu einem der kühnsten militärischen Unternehmen bereit, die die Weltgeschichte je gesehen hat.

Die Schwierigkeiten, die einer Besetzung der Insel entgegenstehen, sind ungeheuer, und selbst Rotterdam, Norwegen und Korinth sind wohl nicht so gefährliche Aktionen gewesen wie diese Inbesitznahme der Insel Kreta. Ohne Unterstützung von Land oder von der See her, lediglich aus der Luft kann die Besetzung erfolgen, und wer selbst einmal über Kreta geflogen ist, wer diese von wilden und steilen Gebirgen zerklüftete Insel gesehen hat, auf der der Gegner an wenigen markanten Punkten seinen Widerstand konzentrieren kann, der kann ermessen, mit welcher Verwegenheit und welchem Todesmut die Männer vorgehen müssen, die diesen südöstlichen Eckpfeiler Europas angreifen sollen.

Wir sind stolz und glücklich, an diesem einzigartigen Unternehmen teilhaben zu dürfen. Unserem Zerstörer-Geschwader, das sich bereits in den vergangenen Tagen durch ständige, kühngeführte Tiefangriffe auf Flugplätze Kretas ausgezeichnet hat, ist heute die Aufgabe zugefallen, den Anflug der unzähligen Transportmaschinen zu schützen, die Landung der Fallschirmtruppen gegen feindliche Luftangriffe zu decken und, wenn nötig, in den Erdkampf selbst einzugreifen.

Knapp sind die Worte des Kommandeurs, als er zu seinen Staffelf kapitänen spricht und ihnen die kommenden Aufgaben erläutert. Eine große Karte der

Insel, genaue Luftbilder des Zielraums, die letzten Nachrichten über die militärische Lage erleichtern dem Kommandeur die Besprechung wesentlich, und im übrigen kennt ja fast jeder Flugzeugführer der Gruppe den Weg nach Kreta und die Insel selbst durch eigenen Augenschein so genau, daß kaum noch viel Worte gemacht zu werden brauchen.

Die Morgensonne glitzert silbern über dem Wasser des Ägäischen Meeres. Der Himmel ist strahlend blau und nur mit wenigen dünnen Wolfenschleiern durchsetzt, als wir starten. Staub, brauner dichter Staub, von den vor uns startenden Maschinen in dicken Wolken hochgewirbelt, hüllt uns wie ein undurchsichtiger Mantel ein. Und dieser Staub, das ewige Übel unserer griechischen Feldflugplätze, wirft sich auch noch gegen die Scheiben, als wir schon auf zweihundert Meter Höhe sind und in einer weitausholenden Kurve den Platz umrunden haben. Vor uns und neben uns brummen die anderen Maschinen, die den gleichen Auftrag haben.

Dann geht es südwärts. Die kleinen griechischen Dörfer, die Olivenbäume und Zypressenhaine, die kahlen Bergkuppen, die Burgen und Tempelruinen, die von Griechenlands großer Vergangenheit künden, bleiben unter uns, und über der riesigen Wasserfläche, die nur hier und da von kleinen weißen Schaumkämmen durchbrochen ist, liegt eine dichte, graue Dunstschicht, die den Blick nach vorn ziemlich stark behindert. Hin und wieder tauchen winzige Felsen- eilande auf, die wie kleine weiße Edelsteine aus dem Wasser ragen.

Der Flugzeugführer kann jetzt nur noch nach den Instrumenten fliegen, denn die Inseln sind so klein, daß sie nicht einmal auf der Karte verzeichnet sind und deshalb nicht zur Orientierung dienen können. Im Rückspiegel sehe ich das Gesicht des Unteroffiziers, der unsere „Bruno“ führt. Ruhig und entschlossen ist sein Blick nach vorn gerichtet, und sein junges Gesicht strahlt die Besonnenheit aus, die er sich auf vielen Feindflügen erworben hat. Die „Wasserfliegererei“, wie die Flieger den Flug über das Meer nach Kreta getauft haben, macht ihm wie den anderen Flugzeugführern die Aufgabe wahrhaftig nicht leicht, aber ohne einen Ausfall und ohne sich zu verfransen fliegt der Verband stur nach Kurs.

Endlich, nach langen, langen Minuten kommt, mit einem hörbaren Aufatmen begrüßt, wieder Land in Sicht. Es ist Kreta, dessen mächtige Berge sich wie eine gewaltige drohende Festung aus dem Dunst herauschälen. Phantastisch und einzigartig ist dieser Anblick der wuchtig und massiv aus dem Meer emporsteigenden Insel, gegen die sich in diesem Augenblick, das können wir wunderbar beobachten, ein riesiger Seerwurm von Transportflugzeugen heranwälzt.

Bald haben wir die Ins eingeholt, fliegen über und neben ihnen entlang, immer auf der Lauer gegen feindliche Jäger, die das Anrollen der deutschen

Fallschirmtruppen vielleicht verhindern wollen. Aber keine Surrucane, keine Spitfire, keine Gloster läßt sich blicken. Ob sie durch die dauernden Schläge unserer Flieger schon so dezimiert sind, daß sie sich nicht mehr an diese Phalanx deutscher Flugzeuge heranwagen? Oder ob sie etwa schon die Flucht nach Ägypten angetreten haben? Wir wissen keine Antwort auf diese Frage, jedenfalls sehen wir keinen feindlichen Jäger. Was diese versäumen, das versucht die Flak doppelt wettzumachen. Sie legt einen riesigen Feuervorhang vor die deutschen Flugzeuge, und die schwerfällig dahinstampfenden Tus mögen den britischen Flakkanonieren vielleicht als ein besonders leichtes Ziel erscheinen.

Aber mitten in das wüste Geballer der feindlichen Geschütze hinein rasen plötzlich wie ein unaufhaltsamer Wirbelsturm die Zerstörer, die Sabichten gleich aus ihrer Höhe heruntergeschossen sind und in mehreren Tiefangriffen die Flakartillerie schließlich zum Schweigen bringen. Eine Maschine der Gruppe erhält bei diesen Angriffen so schwere Treffer, daß sie auf dem Flugplatz, in dessen Nähe sich schon Teile der Fallschirmjäger befinden, notlandet.

Die Leistungen der „alten Frau Ju“, wie die Flieger scherzhaft, aber doch mit dem Unterton der Achtung und der Bewunderung die Ju 52, die unverwüßliche und schon seit Jahren immer wieder bewährte Transportmaschine nennen, sind an diesem Tage über jedes Lob erhaben. In immer neuen Wellen schaffen die Tus Kompanie auf Kompanie von Fallschirmjägern heran. Es ist ein stets von neuem packender Anblick, wenn sich die Türen der Flugzeuge öffnen und in Sekundenschnelle Jäger auf Jäger in die Tiefe stürzt, wenn sich dann die Fallschirme entfalten und zur Erde pendeln.

Mitunter schweben Hunderte von Fallschirmen gleichzeitig in der Luft, und dann sieht es von oben so aus, als sei die Landschaft mit lauter kleinen weißen Farbflecken betupft.

Wir können beobachten, wie sich unten sofort nach der Landung die Fallschirmjäger in Gruppen sammeln, und wie sie dann nach einem vorher genau festgelegten Plan ihre Aktionen gegen die feindlichen Stützpunkte beginnen. In unserem Zielraum haben sie die Aufgabe, einen Flugplatz zu nehmen. In großer Zahl liegen die Fallschirme bereits um den Platz herum, und immer noch kommen neue Springer hinzu. Der Westrand des Platzes scheint bereits in deutscher Hand zu sein, während sich am anderen Ende noch der Feind verschanzt hat. Auf der Straße rücken bereits größere Trupps Fallschirmjäger vor. Im Tiefflug ziehen wir über die Kolonnen hinweg, die sich ostwärts vorarbeiten.

Dann klettert unsere „Bruno“ wieder auf größere Höhen. Von oben können wir dann noch einen Feldflugplatz sehen. Auch dort sind bereits Fallschirmjäger in großer Zahl gelandet. Hier wurden besonders schwierig zu nehmende Punkte in fühnem Angriff genommen. Eine Scheune, in der sich anscheinend der

Begner festgesetzt hat, ist von deutschen Truppen umstellt, die hier mit Maschinengewehren vorgehen. Das Ende kann kaum zweifelhaft sein.

Inzwischen sind wir wieder bis auf 2000 Meter gestiegen. Während unten die Fallschirmjäger in tapferem Vorgehen Stellung auf Stellung des Gegners niederringen, bleiben wir weiter auf der Wacht gegen etwaige Überraschungen aus der Luft. Großartig ist der Überblick, den wir aus der Höhe haben. Hinter uns, fast verschwindend im Dunst, die über 2000 Meter hoch ansteigenden Gebirge Mittel-Kretas, die zum Teil noch mit Schnee bedeckt sind, vor uns das Meer, dessen Blau in allen Regenbogenfarben ölig schimmert. Deutliche Spuren der vielen Schiffstragödien, die sich in den letzten Wochen unter dem deutschen Bombenhagel hier abgespielt haben. Jetzt wird auch nach halbrechts der Blick in die Suda-Bucht frei, in der noch immer eine Reihe feindlicher Schiffe liegt. Aber der schwarze Rauch, der über dem größten dort vor Anker liegenden Kahn turmartig hochquillt, und eine weitere bläuliche Rauchspur, die von einem etwa 6000 Tonnen großen Pott hochgeht, sagen uns eindeutig, daß hier unsere Stukas bereits am Werk gewesen sind und wieder einmal gute Masarbeit geleistet haben.

Wir ziehen über unserem Zielraum unsere Kreise. In dieser Zeit sind fast ohne Unterbrechung die Transport-Tus angerollt und auch als es jetzt auf den Heimflug geht, reißt dieser endlose Strom nicht ab. Andere Kameraden lösen uns ab und übernehmen für die nächste Zeit den Begleitschutz der Transportmaschinen.

Stukas vor Kreta gegen Britenkreuzer

In letzter Stunde wollte ein starker britischer Flottenverband dem bedrohten Kreta zu Hilfe eilen. Mit einem schweren und zwei leichten Kreuzern sowie einigen Zerstörern versuchten Einheiten der Alexandria-Flotte, nördlich Kreta in die Kämpfe auf Kreta einzugreifen, wurden jedoch schon auf dem Wege dorthin von der deutschen Luftwaffe gestellt und mit Bomben stärksten Kalibers getroffen.

Südlich der Insel Mylos sichtete die erste Kette der Sturzbomber die britischen Kriegsschiffe. Mit hoher Fahrt liefen sie auf südwestlichem Kurs auf Kreta zu, an der Spitze einige Zerstörer. Aus allen Rohren feuernd, versuchten die Kriegsschiffe sich zu schützen. Unbeirrt flogen die ersten Sturzbomber ihre Angriffsposition und stürzten sich trotz heftigen Abwehrfeuers der Schiffe auf den schweren Kreuzer. Mit fortwährend wechselndem Kurs zickzackten die stählernen Kolosse auf dem Meer dahin und waren sichtlich bestrebt, aus dem Gerentessel herauszukommen, in den sie sich da unvermutet zwischen den griechischen Inseln und Kreta gedrängt sahen. Unablässig feuerten die Geschütze, fuhren die schlanken Rohre der Flakartillerie herum, hatten jedoch bei dem beständig neuen Kurs schweres Zielen.

Bei klarster Sicht und hellem Mittagslicht stürzten sich die nächsten Zus auf den schweren Kreuzer und trafen ihn mittschiffs mit einer 500-Kilo-Bombe. Der Treffer verursachte eine Explosion. Für Sekunden verschwand der Kreuzer hinter einem Nebel, dann verzog sich der Qualm und gab die Sicht auf das nunmehr gestoppt liegende Kriegsschiff frei. Aus höchster Fahrt lag es plötzlich regungslos mit Schlagsseite da, hatte sein Abwehrfeuer eingestellt und schien schwer getroffen zu sein.

Nach dem Abfangen des ersten deutschen Sturzkampfbombers griff der nächste unverzüglich das gleiche Schiff an und warf eine schwere Bombe scharf backbord und die zweite steuerbord ab. Die unerhörte Sprengkraft der Bomben riß die starken Panzerungen auf und fügte dem schweren Kreuzer neue Wunden zu. Auf dem Schiff entwickelte sich ein Brand, der es in eine immer dichter werdende Qualmwolke hüllte.

Dann stürzten sich die Stukas abermals auf den Britenkreuzer. Fünf-, sechsmal blitzten die Flammen neuer Bombenexplosionen überall an Deck des sinkenden Kriegsschiffes auf. Der vordere Drehturm wurde von einem Volltreffer zerstört, das Heck ebenfalls von Bomben getroffen, die dicken Stahl-

wände, durch die das Wasser gurgelte, waren schon längst aufgerissen. Das Schicksal des Schiffes war besiegelt.

Die anderen Kriegsschiffe des Flottenverbandes hatten weder Zeit noch die Möglichkeit, dem schweren Kreuzer nach dem ersten Volltreffer zu Hilfe zu kommen. Sie wurden von immer neuen Stukas, die der Himmel auszuspeien schien, bedrängt und flüchteten vor dem drohenden Unheil. Zwei Zerstörer mußten ebenfalls ihre Fahrt stoppen, als sie von Bomben getroffen worden waren. Die beiden leichten Kreuzer fuhren, ständig feuernd, in großer Kurve einmal auf nördlichem, dann wieder auf Gegenkurs davon.

Als die Sturzbomber nach wenigen Stunden mit neuen Bomben über der Kampfstätte erschienen, war an jener Stelle, wo der schwere Kreuzer vorhin noch sinkend beobachtet worden war, nur ein großer schimmernder Ölfleck, schwammen auf dem Wasser einige Trümmer. In kurzer Zeit mußte der schwere Kreuzer gesunken sein, während der andere Teil der zerschlagenen Flotteneinheit in wilder Flucht von Kreta weg nach Alexandria gefahren sein mußte. Aber auch diese Schiffe entgingen ihrem Schicksal nicht.

Abermals gestellt, wurden die britischen Kriegsschiffe erneut von den Sturzkampfflugzeugen angegriffen, wurde ein Sieg über schwere englische Flotteneinheiten im östlichen Mittelmeer vollendet.

An einem einzigen Tag verlor die Alexandria-Flotte in Kämpfen um Kreta drei moderne Kreuzer und zwei Zerstörer.

Gewaltmarsch der Gebirgsjäger auf Kreta

Mit dankbarem Gefühl sehen wir den großen Transportmaschinen nach, die die Gebirgsjäger so sicher über den „Bach“ gebracht und in Kreta gelandet hatten. Die Gebirgsjäger haben sich heute revanchiert und haben durch einen anstrengenden Gewaltmarsch den Feldflughafen der Luftwaffe vom feindlichen Artilleriebeschuss befreit, der seit Tagen hier Ausfälle gefordert hat und eine dauernde Bedrohung der Landungsmanöver auf Kreta darstellte.

Raum hat unsere brave Ju auf dem Feldflughafen im westlichen Kreta aufgesetzt, da haut auch schon links und rechts eine englische Granate ein, daß uns die Brocken nur so um die Köpfe fliegen. Das Spiel wiederholt sich jedesmal, wenn die B-Stelle des Tommy erneut eine Staubwolke ausgemacht hat, die von landenden Maschinen auf dem pulvertrockenen Landeplatz aufgewirbelt wird. Er ist reichlich ungemütlich, dieser Granatsregen, denn der Engländer hat sich verdammt genau auf den Flughafen eingeschossen. Eigene Infanterie ist noch nicht gelandet, und unsere Flieger, die ohne Unterlaß über den feindlichen Stellungen kreuzen, können die Artilleriestellung nicht ausmachen.

Es muß etwas geschehen. Der Weg längs der Küste liegt so stark unter dem Beschuss des Feindes, daß es nur unter Opfern möglich sein würde, einen Durchstoß anzusetzen. Also bleibt nur der Ausweg der Umgehung der feindlichen Front durch einen Gewaltmarsch landeinwärts über das Gebirge.

Gebirgsjäger erhalten den Auftrag, diese Umgehung durchzuführen und, wenn möglich, dem Feind den Rückzug zu verlegen. Am späten Nachmittag des ersten Landungstages setzen sich die Gebirgsjäger in Marsch. So unzuverlässig die griechischen Landkarten auch sind, soviel war doch herauszulesen, daß von Wegen wenig und von Straßen gar nicht gesprochen werden konnte. Die Umgehung artete zu einem kleinen Geländespiel aus, das mit einem Querfeldeinlauf oder Hindernisrennen mehr gemein hatte als mit einem ordentlichen Marschieren.

Die Munitionsschützen schleppten jeweils 50 Pfund Munition, die Granatwerfer hatten 70 Pfund auf dem Rücken, und die Funker waren auch mit gut 50 Pfund bedacht. Das Infanteriegeschütz mußte im Mannschaftszug gezogen und teilweise getragen werden. Es war schon eine Schinderei, wie man in der Heimat der Jäger sagen würde. Aber es half alles nichts. Die Umgehung mußte gelingen.

Bis zum Einbruch der Dämmerung ging es auf Feldwegen und leidlichen Straßen noch einigermaßen vorwärts.

Frühmorgens um 3 Uhr setzten sich die Jäger wieder in Bewegung. Sie nahmen Verbindung mit vorgeschobenen Posten der deutschen Fallschirmjäger auf, die sie mit ehrlichen Worten der Erleichterung: „Gut, daß ihr gekommen seid!“ begrüßten. Mit einer an Todesmut grenzenden Tapferkeit hatten die Fallschirmjäger ihre strategisch bedeutsamen Stellungen bis dahin gehalten und erhebliche Verwirrung in die hinteren Linien der Engländer getragen.

Die Jäger marschierten weiter, bergauf, bergab, durch ausgetrocknete Flußbetten und schütterere Geröllhalden, über steile Gebirgskämme und durch Abgründe und Schluchten, teilten sich in drei Kolonnen, die auf verschiedenen Kämmen des Gebirges aus dem Landesinnern wieder zur Küste strebten, und hatten nach acht Stunden ununterbrochenen Marschierens das Meer wiederum vor sich.

Der Tommy war bereits „parti“, und unsere Jäger hatten eine Riesenvut, daß sich der Gegner nicht stellte. Sie hatten gern alle Strapazen auf sich genommen, weil sie hofften, einmal den Engländer vor die Gewehre zu bekommen. Resigniert mußten sie feststellen: Die Commies laufen weg, wenn die Jäger kommen.

Vor der Küste erhielt die eine Marschkolonne plötzlich aus einem Bergtal, anscheinend von einem versprengten Haufen der Engländer, Feuer. Blitzschnell hatten die Jäger den Schlag des Gegners pariert, die Granatwerfer und Maschinengewehre in Stellung gebracht und den Feind mit einem solchen Feuerhagel überschüttet, daß die ganze englische Abteilung in kürzester Frist aufgerieben wurde. Nur wenige Commies konnten sich durch die Flucht retten.

Dieses Intermezzo wirkte wie ein belebendes Elixier. Die Jäger stürmten ihren Zielen zu, daß die Kompanieführer immer abbremsen mußten, um die Verbindung zwischen den gleichzeitig vorrückenden Kolonnen aufrecht zu erhalten. Bald lag das Meer vor ihnen, und sie konnten in die hartnäckige Auseinandersetzung eingreifen, die sich zwischen dem langsam zurückweichenden Engländer und den an der Küste nachstoßenden Gebirgstruppen entsponnen hatte. Der erhoffte Erfolg, die feindliche Batterie zu stellen, wurde den deutschen Gebirgsjägern nicht zuteil, denn der Engländer hatte von der Umgehung anscheinend so rechtzeitig erfahren, daß er Stellungswechsel nach rückwärts vornahm. Aber ihre Anstrengung trug reiche Früchte, denn der deutsche Feldflughafen lag jetzt nicht mehr im Feuerbereich der englischen Batterie.

Sturm auf Chanea

Die Einnahme der kretischen Stadt Chanea und vor allem der Suda-Bucht ist sofort nach der ersten Verbindungsaufnahme das Hauptziel der vereinigten auf Kreta gelandeten Kampftruppen. Während noch die Gebirgsjäger gemeinsam mit den Fallschirmtruppen, die unter schwerem feindlichem Feuer Malome hielten, den Westteil der Insel säubern und eingeschlossene Fallschirmtruppen entsetzen, stoßen die laufend nachlandenden Gebirgsjägereinheiten mit den freien Fallschirmtruppen nach Osten vor. Die ersten Gebirgsjäger haben bereits mit den Kräften der im Tal von Chanea abgesetzten Fallschirmjäger die tagelang umkämpften wichtigen Höhen nach Chanea erstürmt. Mit den stündlich eintreffenden Verstärkungen erfolgt die Bereitstellung zum Sturm auf Chanea und zur Eroberung der Suda-Bucht, wobei eine weitere Gruppe Gebirgsjäger weiter südlich nach Osten vorstößt.

Chanea und die Suda-Bucht werden seit dem ersten Tage unserer Landung auf Kreta in rollendem Angriff von deutschen Kampfsliegern bombardiert. Weit in die Täler hinein sind die Wirkungen der Bombenangriffe sichtbar; dichte Rauchschwaden hüllen ganze Teile der bombardierten Gegend ein. Die Zivilbevölkerung ist nach Aussagen britischer Gefangener und Zivilisten in die Berge geflüchtet. Chanea selbst und die Suda-Bucht werden von starken Kräften in von langer Hand vorbereiteten festen Stellungen verteidigt. Jede einzelne Stellung muß ausgeräuchert, jede Höhe in schwerem Kampfe genommen werden.

Am frühen Morgen des 28. Mai, dem neunten Tage unseres Absprungs auf Kreta, stehen die deutschen Gebirgs- und Fallschirmjäger bereit zum Angriff. Aus dem Tal von Chanea und im Westen, auf der Küstenstraße, greifen die Fallschirmjäger an. Die Ausgangsstellungen liegen vor Galatas, einem Dorf auf einer beherrschenden Höhe vor Chanea, das nach schweren Kämpfen am Vortage erstürmt wurde. Ein Gegenangriff der Engländer, unterstützt von zwei Panzern, konnte zurückgewiesen werden.

Vor dem Dorf und im Dorf fest ausgebaute Stellungen der Engländer, die dem Gelände glänzend angepaßt und erst aus nächster Nähe zu erkennen sind. Wir besichtigen gerade die Stellungen und Zerstörungen in Galatas, die Zeugnis ablegen von den harten Kämpfen. Voraus nach Chanea zu, gut getarnt, die Ausgangsstellungen der Fallschirmjäger; doch lassen sich am frühen Morgen

keine Angriffshandlungen erkennen. Vereinzelt deutsche Kampfflugzeuge am Himmel, in größerem Abstand einzelne Kanonenschüsse.

Am rechten Straßenrand, an einem der tiefen Ziehbrunnen, liegt der Kompanietrupp einer Fallschirmeinheit, vorläufig noch friedlich mit Morgenwäsche und Frühstück — soweit dies der in den englischen Stellungen erbeutete Vorrat zuläßt — beschäftigt.

Eine Stunde später kommt der Angriffsbefehl. Das schnell gewachene Gemd des Kompanieführers ist gerade noch rechtzeitig trocken geworden. Beiderseits angelehnt an Fallschirmjägerereinheiten sollen wir über die vor uns liegenden beiden Höhen nach Chanea vorstoßen, während von Süden her der Hauptstoß der Gebirgsjäger erfolgt. Die erste Höhe ist bereits von stärkeren Spährupps erkundet, die nach Kämpfen mit den sich zurückziehenden Engländern einen zerschossenen Häuserblock auf der ersten Anhöhe besetzt haben. Das Feuer der schweren Maschinengewehre unterstützt unser Vorgehen. Das Gelände ist äußerst gut einzusehen. Von Norden her stoßen stärkere Einheiten der Fallschirmjäger vor und bringen schwere Maschinengewehre nach vorn, um die englischen Stellungen niederzukämpfen und unseren Vorstoß durch das Tal auf die Höhen rechter Hand zu sichern. Sprungweise arbeiten wir uns vor, jede Feuerunterstützung geschickt ausnutzend. Aus dem Gefechtslärm von Süden her ist erkennbar, daß der Angriff dort zügig vorwärtsgetragen wird. Eine kurze Ruhepause am Fuße der Anhöhe wird zweckentsprechend durch eine ergiebige Untersuchung vorgefundener Vorräte ausgenutzt, unter denen sich vorzügliche Ananasbüchsen befinden, gerade recht für das zweite Frühstück.

Die Stellung der Engländer auf der linken Höhe liegt unterdes in starkem Beschuß; auch hinter uns wirkt überhöbend SMG-Feuer. Die kurzen Feuerpausen versuchen die offenbar zermürbten Engländer zu sprungweisen Rückzugsbewegungen auszunutzen. Unser MG wird nach vorn in Stellung gebracht und nimmt die weichenden Engländer unter Feuer. Inzwischen sind die nach links angelehnten Fallschirmjäger weiter vorgegangen und haben ein als Lazarett gekennzeichnetes Gehöft besetzt. Mehrere Engländer werden gefangen zurückgebracht. Es ist für uns Zeit, vorzustößen und die Höhe zu besetzen. Der Vorstoß gelingt, und in kurzer Zeit sind die letzten Höhen vor Chanea in unserem Besitz. Der Engländer weicht zurück in die ersten Häuser der Stadt, ihm auf den Fersen die aus allen Richtungen vorstoßenden Fallschirmjäger. Im Süden ist inzwischen der Vorstoß auf allen Fronten gelungen, so daß die Einnahme der Suda-Bucht in Angriff genommen werden kann.

Bald ist die Stadt von allen Seiten von uns besetzt. Der Bürgermeister, einer der wenigen Zivilisten, hat Chanea übergeben — nach der militärischen Lage allerdings nur noch eine Formalität. Für uns bedeutet es Verlegung des

Gefechtsstands in die Stadt. Unser Einzug in Chanea erfolgt in den letzten Stunden des Tages. Die verbliebenen Zivilisten sind an den Fingern abzuzählen. Die Straßen sind mehrmals von großen Bombentrichtern durchbrochen. Mehr als acht Tage hat der Engländer den Luftangriff in den Kellern der Stadt aushalten müssen, Bombenangriffe, die nach Aussagen der englischen Gefangenen vor allem durch die Stetigkeit des Angriffs, der den ganzen Tag nicht nachließ, zermürbend wirkten, während sich nur vereinzelte englische Flugzeuge in den Abend- und Nachtstunden zeigten.

Nachdem auch die Suda-Bucht besetzt ist und die Halbinsel von Chanea planmäßig durchgekämmt wurde, ist die Lage auf diesem Teil der Insel Kreta restlos geklärt. Während die Gebirgsjäger weiter nach Osten vorstoßen, säubern Fallschirmtruppen die westliche Hälfte des besetzten Abschnittes von Kreta.

Wie Panzer nach Kreta gebracht wurden

Die Kriegsmarine hat ihre Organisation schnell in den griechischen Häfen aufgebaut, mit Mitteln, die äußerst dürftig sind, ohne jede Unterstützung durch schwimmende Einheiten der Heimat. Was man an Schiffen vorfand, war levantinischer Bruch. Aber es mußte zur See gefahren werden, und zwar sehr bald, sogar dringendst! Denn die Niederzwingung der Insel Kreta mit ihrer englischen Besatzung verlangte schärfste Maßnahmen.

Schon seit Tagen waren unsere Tis unermüdlich unterwegs, um die Kämpfer, die Waffen, Material und Verpflegung nach Kreta zu bringen. Sie führten einen wahrhaft großartigen Pendelverkehr zwischen dem griechischen Festland und Kreta durch. Das allein genügte aber nicht. Schwere Waffen mußten heran, um den Widerstand rascher, gründlicher zu brechen. Der Transport dieser Waffen war aber nur auf dem Seewege möglich.

Noch stand das Ägäische Meer unter dem weitreichenden Aktionsradius der britischen Kriegsschiffe, die ihre nächtlichen Vorstöße östlich und westlich an Kreta vorbei in das Inselgewirr des Ägäischen und Kretischen Meeres trugen. Mit schweren Verlusten. Denn die deutsche Luftwaffe hat zusammen mit der italienischen Kriegsmarine dem Engländer Schiff um Schiff in die Tiefe geschickt. Er war vorsichtiger geworden, und seit zwei Tagen hatte man ihn nicht mehr gesichtet.

Jetzt mußte der Schlag gewagt werden. Seit Tagen waren schon große Vorbereitungen getroffen, um Panzer nach Kreta zu bringen. Sie wurden von der Kriegsmarine in einem griechischen Hafen übernommen, verladen und mit einem Schiff in See geschickt, das während seines 25- oder 30jährigen Daseins kaum jemals die offene See befahren hatte. Mit ein paar Mann Besatzung sollte der Transport von einem Oberleutnant zur See nach einem Landeplatz auf Kreta geführt werden, der schon tagelang vorher von einem Korvettenkapitän erkundet war.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit gingen wir in See. Den Transportführer bewegt bei der geringen Dünung schon die Frage: „Hält die Schlepptrasse, nimmt das Transportfahrzeug nicht zuviel Wasser über?“ Die Maschine geht auf „volle Fahrt“. Wir fahren trotzdem im Schritt. Das genügt aber, muß genügen; denn sonst schlägt das Fahrzeug voll Wasser, und wir sausen ab, ehe wir ein Zehntel des Weges hinter uns haben. Und es sind hundertachtzig Seemeilen bis nach Kreta!

Wir schlafen in dieser von einem sternklaren Himmel erhellten Nacht nicht. Wir beobachten jede Regung der See, jede Veränderung der Windrichtung mit Argusaugen. Wir atmen auf, als mit den Raffinesen der Seemannskunst die Nacht glücklich überstanden ist. Zwar hat unser Transportschiff etwas geleckt, aber das ist unbedeutend, und als die Sonne am Himmel steht und wir durch eine See fahren, die nur ab und zu von einem leisen Windhauch gekräuselt wird, da sind wir überzeugt, daß wir gut am Ziel ankommen werden.

Tagsüber werden wir der Sorge vor englischen Angriffen durch eine weitgehende Luftsicherung enthoben. Die Flugzeuge kommen dicht über unseren Transport hinweggebraust. Wir grüßen sie mit hocherhobenen Armen, sie winken zurück.

Wenn nur unser Fahrzeug etwas mehr Fahrt machen würde! Am Nachmittag ergibt die Berechnung, daß wir nicht vor Dunkelheit an unserer „Ab-sprungstelle“ nach Kreta sein können. Es bleibt nichts anderes übrig, als eine Insel anzulaufen, um hier die Nacht abzuwarten. Wir anfern, gehen an Land, kommen in einen kleinen Ort, hoch in den Bergen gelegen, besetzt von einer Kompanie Schützen. Der Kompanieführer erzählt uns von starken englischen Seestreitkräften, die er vor Tagen beobachtet hat und die dann von deutschen Kampfflugzeugen angegriffen und zersprengt wurden. Ein englischer Kreuzer und ein Zerstörer gingen in die Tiefe. Der Hauptmann führt uns zu den Schiffbrüchigen, die auf der Insel landeten und nun auf ihren Abtransport warten.

Wir schlafen ein paar Stunden. Mit Sonnenaufgang sind wir wieder auf den Beinen. Panzer müssen nach Kreta! Das kretische Meer zeigt sich von der besten Seite. Wir steuern aus der Bucht, sehen schon die nächste Insel vor uns, die aber noch 25 Seemeilen entfernt ist. Es sind fünf Stunden Fahrzeit für uns, und es besteht die Möglichkeit für den Gegner, uns doch noch abzufangen. Er wagt es nicht, denn unsere Kampfflieger begleiten uns.

Stundenlang schon stehen die hohen Berge der Insel Kreta vor uns. Die Flugzeuge scheinen beschwingter über uns hinwegzufliegen. Wir sind dem Ziel nahe, können uns jetzt schon ausrechnen, wann unser Fahrzeug landen wird, wann die Panzer an Land rollen werden.

„Steuerbord voraus eine Rauchfahne!“ meldet der Ausguck. Wir sehen dicken, schwarzgelben Rauch an der Küste hochsteigen, der sich im Wind um die Bergkuppen legt. Trotz eifriger Untersuchung mit dem Doppelglas können wir nicht feststellen, welche Ursache diese merkwürdige Rauchentwicklung hat. Auf jeden Fall ist sie nicht programmgemäß. Es wird dann durch einen Funkpruch gemeldet, daß an dieser Stelle in den ersten Morgenstunden ein britisches Vorpostenboot versenkt wurde.

Wir fahren weiter, unserem Ziel entgegen, suchen eifrig nach dem vereinbarten Erkennungssignal. Besonders gute Seemannsaugen entdecken auf fünf Seemeilen Entfernung das Zeichen. Wir winken zurück. Es kann nichts mehr passieren. —

Der Strand wurde angelaufen, das Fahrzeug mit den Panzern lief auf. Pioniere sägten und schlugen mit Äxten die Spanten durch, brachten Sprengladungen an, die mit einem Donnerschlag den Bug des Schiffes umklappten. Die Motoren der Panzer brummten, die Fahrer gaben Gas, und aus dem Schiffsinnern bahnten sich über Planken und zerborstene Spanten die Kampfwagen den Weg an den Strand. Da standen sie nun, durch die Sprengung der Pioniere nicht beeindruckt, auf neuem Kampfgelände. Eine halbe Stunde später befanden sie sich schon im Einsatz gegen den Feind.

Stukas gegen die Zitadelle von Candia

Heute wurden die von den Engländern gebauten Befestigungsanlagen Candias, auch Iraklion genannt, mit Bomben belegt.

In aller Morgenfrühe schon zieht unsere Zerstörerstaffel los. Ich blicke auf meinen Flugzeugführer, dem dieser Weg nach Kreta nun schon in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es grenzt ans Menschenunmögliche, was er und was alle anderen Staffelfkameraden in diesen letzten Tagen geleistet haben. Schon vor der Landung deutscher Truppen auf der Insel Kreta sind sie beinahe täglich drüben gewesen, haben in oft tollkühnen Tiefangriffen und Bombeneinsätzen systematisch die Schlagkraft der gegnerischen Luftwaffe vernichtet, mit dem Erfolg, daß sich über Kreta kaum noch englische Jäger blicken lassen. Dann haben sie Begleitschutz für deutsche Transportflugzeuge geflogen, die Fallschirmjäger und Luftlandetruppen nach Kreta brachten. Seitdem sind sie täglich über der Insel. Sie greifen in die Erdkämpfe zur Unterstützung unserer Truppen ein, sie zerschlagen Artilleriestellungen, die das deutsche Vorrücken aufhalten sollen, sie gehen englischen Tanks zu Leibe, sie bombardieren Zeltlager, Befestigungsanlagen, Nachschubkolonnen.

Was das heißt, ständig Einsatz zu fliegen, alle Sinne aufs äußerste angespannt, oft in einer Hitze, die sich lähmend auf Geist und Körper legt, immer und immer wieder diese öde, langweilige Wasserschipperei durchzumachen, bei der man nur stur nach Kurs fliegen muß, das kann ein Außenstehender kaum nachfühlen. Die Leistungen unserer gegen Kreta eingesetzten fliegenden Verbände reihen sich ebenbürtig jenen großen Leistungen an, mit denen Fallschirm- und Gebirgsjäger dem deutschen Waffenruhm ein bleibendes Denkmal setzten.

Kreta ist heute in einen leichten, grauen Dünstmantel gehüllt, als wir drüben ankommen. Unter uns ziehen die weißen Wattebüsche dicker Kumuluswolken, zwischen denen stählernblau das Wasser des Mittelmeers heraufstrahlt. Schon von weitem sehen wir die weißen Häuserblocks Candias in der Morgensonne leuchten. Mit etwa 35 000 Einwohnern ist es die größte Stadt des Landes. Außerdem hat Candia durch einen modernen Flugplatz, durch Kasernen, durch einen Hafen und durch eine größere Festungsanlage, eine Art Zitadelle, große militärische Bedeutung.

Diese Zitadelle, einwandfrei am Westrand der Stadt erkennbar, ist das erste Ziel unseres heutigen Angriffs. Wir überfliegen die Stadt, und pünkt-

lich stellen sich auch die weißen Sprengwölkchen der Flak ein. Einmal zerplatzt ein Geschöß nur fünfzig Meter hinter unserer Maschine, und wenn es auch keinen Treffer gibt, so ist es doch keineswegs angenehm, sich dem Feuer der feindlichen Flak ausgesetzt zu wissen. „Aber euch kriegen wir schon“, denkt der Staffelf kapitän und merkt sich die Batterie für nachher vor.

Nach einer weiteren Kurve liegt die Stadt wieder vor uns. Schon ist das Flugzeug des Staffelf kapitäns im Sturz auf die Festung abgekippt. Wir folgen als zweite Maschine hinterher. Tiefer und tiefer geht der Sturzflug, immer schneller wird die Fahrt. Da sehen wir, wie sich die erste Bombenserie von der Maschine des Kapitäns löst. In höchster Spannung verfolgen wir den Flug der Bomben.

Getroffen, wunderbar getroffen! In die Mitte der Bastion, ins Herz der Zitadelle sind die Bomben gefallen, und aus den schweren Steinmauern und den hohen Türmen, aus den stark befestigten Werken schält sich langsam, dann rasch dicker und voller werdend, schwerer stickiger Rauch, der in dichten Schwaden nach oben steigt.

Längst sind auch wir über das Ziel hinweg, haben auch wir unsere Last abgeworfen. In einer Steilkurve dreht mein Flugzeugführer die Maschine wieder hoch, und während wir um neunzig Grad verkantet zur Erde fliegen, sehe ich, wie sich drüben in Candia immer mehr Rauchpilze hochranken. Es ist das so oft erlebte und doch immer wieder faszinierende Bild der Wirkung eines Bombenangriffs. Ich kann gerade noch dieses Bild in die Kamera einfangen, da kommt schon der Befehl des Flugzeugführers: „Kanonen durchladen!“

Jetzt geht es also mit Bordwaffen gegen Erdziele, und es ist klar, daß wir jetzt der Flak, die uns vorhin so belästigt hat, einen Denktettel geben werden. Doch jetzt, da wir im Tiefflug die ganze Gegend nach Batteriestellungen absuchen, schweigen die Herren da unten plötzlich. Sie wollen sich nicht durch das Mündungsfeuer ihrer Geschütze verraten. Doch das hilft ihnen nicht viel; der Staffelf kapitän hat sie trotzdem schon herausgefunden.

„Flakstellung erkannt!“ kommt die Meldung im Funksprechgerät, durch das alle Maschinen miteinander verbunden sind, an die anderen Besatzungen. Dann folgt die genaue Bezeichnung des Standorts und dann die Aufforderung: „Mir nach!“

Einem friedlich scheinenden Olivenhain geht es entgegen, doch beim Näherkommen ändert sich das friedliche Aussehen dieses Wäldchens. Vier oder fünf Mündungsrohre, die uns drohend entgegenragen, machen das Bild durchaus kriegerisch. In Sekunden sind wir an die feindliche Stellung heran. Ganz tief nimmt der Flugzeugführer die Geschütze an, und jetzt gibt es ein leichtes Rütteln in der Maschine: die Kanonen haben ihre Arbeit begonnen.

Wie die Schüsse gefessen haben, kann ich kurz hinterher feststellen, als sich unten leichte blaue Rauchwölkchen hochkräuseln. Nun, da sie sich erkannt wissen, feuern die Burschen auch plötzlich wieder, aber das soll ihnen schlecht bekommen! Zum zweiten Male jagt unser Schwarm im Tiefangriff auf die feindlichen Stellungen los. Noch schwerer, noch vernichtender als das erstemal wird die Batterie jetzt getroffen. Ein Leutnant, der diesmal vor uns fliegt, hat seinen Feuersegel anscheinend in das Munitionslager prasseln lassen, denn unten schlagen plötzlich mehrere Flammen hoch. Hier brauchen wir nichts mehr hinzuzufügen, denkt mein Flugzeugführer, dreht im letzten Augenblick die Maschine etwas nach links, und nun schlagen unsere Garben haargenau gezielt in das Meßgerät der feindlichen Batterie. Aus, erledigt auch dieses Gerät.

Jetzt rührt sich unten schon nichts mehr, doch wollen wir ganz sicher gehen. Noch ein drittes Mal wird der Feuertanz entfesselt. Die Wirkung ist furchtbar. Bis zu unserem Flugzeug herauf werden die Geschützbrocken und Trümmerstücke hochgewirbelt. Diese Flakstellung ist von unserem Schwarm im buchstäblichen Sinne des Wortes zerhackt worden.

Als wir nach Westen weiterfliegen und kurz darauf über die deutschen Linien kommen, sehen wir unten die Kameraden in wilder Begeisterung winken und Tücher schwenken. In überströmender Freude danken sie uns. Wir haben ihnen den Kampf etwas erleichtert, und sie mögen fühlen, daß sie nicht auf einem verlorenen Posten kämpfen, sondern daß mit und über ihnen ständig der schützende Arm der deutschen Luftwaffe wacht.

Eine andere, weiter westlich liegende Gruppe von Fallschirmjägern können wir ebenfalls durch mehrere Tiefangriffe gegen britische Artilleriestellungen bei ihrem schweren Kampf wesentlich unterstützen. Am Strande der Insel entlang fliegen wir über die Suda-Bucht, in der zehn größere feindliche Schiffe liegen, von denen sechs mit Sicherheit als abgeoffen anzusehen sind, während die restlichen wahrscheinlich auch alle schon einen Knacks abbekommen haben, und über Chanea, das bereits von deutschen Truppen genommen ist, — nach Hause.

Fallschirmjäger auf Kreta

Fallschirmjäger sitzen in Chanea auf einem Balkon und freuen sich der abendlichen Frische, die vom nahen Meer heraufweht. Sie rücken sich in ihren Korbsesseln zurecht und fangen an zu erzählen.

In der Spitze aller Erlebnis schilderungen steht die Geschichte vom Hornisten auf Kreta. Das war der Oberjäger, der beim Anflug der Insel am 20. Mai 7.30 Uhr mit den allerersten über Kreta absprang und schon in der Luft — am Schirm hängend — zum Angriff blies.

„Als erster sprang der Major“, so erzählt ein Oberjäger aus Dortmund, ein fröhlicher, 21 Jahre alter Bursche, der als Melder Dienst tat, „dann kam ich hinterm Stabshornisten als Sechster. Ich sehe ihn noch ganz deutlich vor mir, wie er mit Sack und Pack behängt zur Türe stapft: vor der Brust die Gasmaske und sein Horn. Schwuppdich war er draußen, und ich wie ein Stuka hinter ihm her. Mein Schirm hatte sich noch nicht geöffnet, da hörte ich schon, wie es in nächster Nähe blies:

Kartoffelsupp — Kartoffelsupp — den ganzen Tag Kartoffelsupp — Kartoffel—sel—suuuuup!

Ich drehte mich im Gurtzeug um und sah den Ernst vor mir herschweben, den Kopf leicht nach hinten gelegt und das Horn am Munde. Vor lauter Gucken und Staunen hätte ich beinahe meine Landung vergessen. Im letzten Augenblick brachte ich gerade noch die Beine zusammen. Schließlich fällt man trotz des Schirmes immerhin 4 Meter in der Sekunde, und wenn man da die Beine nicht geschlossen hat, ist man am anderen Ende des Propheten.

Gleich das Gurtzeug losgemacht und gelinst, ob etwas los ist! In nächster Nähe sah ich einen festgepflockten Esel, neben ihm den Sattel. Ich schlich an den Bruder ran und sagte:

„Im Namen des Gesetzes folgen Sie mir!“ und setzte mich drauf. Wir waren keine zwanzig Schritt weitergekommen, da lag ich schon unten. Da band ich den Sattel fest. Wir fanden bald darauf einen Waffenbehälter, aus dem ich mir eine Maschinenpistole herausnahm und das übrige meinem Freunde auflud. Ich stieß auf verwundete Kameraden, verband sie und hatte kurz darauf Anschluß an meine Gruppe.“

„Mir hat das Angriffssignal unseres Stabstrompeters einen gewaltigen Schrecken eingejagt“, fährt ein Frankfurter fort, der sonst die Ruhe selber ist. „Ich war als zweiter Mann aus der allerersten Maschine der ersten An-

griffswelle gesprungen, und als ich noch am Schirme hängend das Signal hörte, schimpfte ich vor mich hin:

„Gell, jetzt han sie uns doch beschiffen!! Mr sin net die ersten!“

Dann rief ich laut nach meinem Schützen zwei:

„Willy! Willy!“

„Hier, hier!“ brüllte es nicht weit von mir, und ich sah ihn eifrig winken. Auf der Fallschirmschule ist ja das Rufen in der Luft streng verboten, weil sonst die für die Landung notwendige Konzentration vernachlässigt werden kann. Da stehen sie unten und brüllen mit dem Sprachrohr hinauf:

„Halten Sie die Schnauze, Sie!!!!“

Aber über Kreta war ja keiner unten, den das hätte stören können, und es hat sich immerhin gelohnt, denn so fanden wir uns nachher sofort. Ich verlor Willy zwar aus den Augen, weil sich unter mir eine Schlucht näherte. Stur wie eine Patronentasche trieb ich auf einen Jaunpfahl zu und landete mit sämtlichen Rippen auf ihm. Gleich darauf stand mein Schütze zwei neben mir.

„Komm schnell!“ rief er, „ich glaub“, da drüben hat’s einen erwischt!“ Und er zeigte auf einen einzelnstehenden Ölbaum. Wir brausten los und fanden unseren Oberjäger mit blutüberströmtem Gesicht bewusstlos auf. Zuerst glaubten wir, es sei aus mit ihm . . . Aber er kann ja selbst erzählen, wie er dazu kam.“

Der Oberjäger aus Krefeld holt Luft und beginnt:

„Ich hatte wirklich Pech, denn ich trieb über freiem Gelände ausgerechnet auf den einzigen Baum zu, der weit und breit zu sehen war. Mit einer Affenfahrt schoß ich in ihn hinein, blieb mit den Füßen hängen und brach Kopfüber durch die Äste hindurch. Ich hörte gerade noch, wie es irgendwo zum Angriff blies, dann sah ich bloß noch Sterne.“

Nicht alle hatten es mit ihrem Absprung so günstig getroffen. So erzählt ein Gefreiter aus Hamburg, der bei Castelli absprang:

„Kaum hing ich am Schirm, als auch schon von allen Seiten Kugeln um mich pfliffen. So herrlich mir kurz zuvor das Gefühl erschienen war, bei Sonne und über so wunderbarer Landschaft springen zu dürfen, so wenig hatte ich von da ab dafür übrig. Ich zog bloß den Kopf ein und preßte beide Arme vor die Augen. So platschte ich in fürchterlichem Kugelregen in ein Weinfeld hinein. Im Liegen kappte ich den Schirm und robbte zu einem Waffenbehälter hin. Ich drehte den Griff, und im gleichen Augenblick hatte ich ihn auch schon in der Hand. Die Sunde hatten ihn mir unter den Fingern entzweigeschossen. Ich nahm volle Deckung und hielt meine Pistole schußbereit. Weil sich nichts rührte und weil alle Kugeln über mich hinweggingen, drehte ich den nächsten Griff, öffnete den Behälter und nahm eine Maschinenpistole heraus. Mit ihr durchsiebte ich das nahe Gelände rings um mich herum, denn ich wußte, daß

ich allein auf weiter Flur gelandet war. Dann schlich ich mich zwischen den Weinstöcken hindurch zu meiner Gruppe, die schon in schwerem Kampfe mit den Engländern und Zivilisten lag.“

„Mir erging es ähnlich“, fährt ein Feldwebel fort, „denn auch ich wurde schon am Schirm beschossen. Ich sah aber aus etwa hundert Meter Höhe die Kerle, die auf mich anlegten. Sofort griff ich nach zwei Handgranaten in der Tasche und warf sie aus etwa 50 Meter auf sie herab. Die Granaten kreppten dicht über ihrer Stellung, sie ergriffen die Flucht, und meine Landung war gesichert.“

Einen schwierigen Absprung hatte ein ehemaliger Bannführer der Kölner Sittlerjugend.

„Der Absezer hatte das Zeichen zum Sprung gegeben, und jeder warf sich hinaus in die Luft. Die Schwimmwesten, die wir nicht mehr brauchten, sollten wir in der Nähe der Türe ablegen. Es lagen daher schon etliche Westen vor mir. Ich stolperte über eine und schlug quer vor der Türe hin. Von hinten drängte alles nach, und mir selbst war es wegen der engen Kombination und schweren Bepackung mit Gasmaske, Brotbeutel und anderem unmöglich, die Knie anzuziehen. Und ich mußte doch hinaus, sonst zog ich die Gruppe viel zu weit auseinander. Schließlich brachte ich mit Mühe und Not die Beine hinaus. Halb sitzend, halb liegend, drückte ich mich ab und stürzte. Ich rechnete bestimmt damit, daß mein Schirm vom Fahrwind ins Leitwerk gerissen würde. Aber ich hatte Glück, denn wie ich hochschaute, sah ich den Schirm über mir. Ich landete ziemlich hart, aber ich spürte nicht viel, denn ich dachte nur daran, so schnell wie möglich zum nächsten Waffenbehälter zu kommen. So hastete ich los. Es herrschte eine fürchterliche Hitze, und mein Mund war unvorstellbar trocken. Plötzlich stand ich vor einer Schlucht, in der ein Bach floss. Ich trank und trank. Jetzt hatte ich mich wieder voll in der Gewalt, und gleich darauf stieß ich auf meinen Zugführer.“

Hierher gehört auch der Absprung eines Jägers über Korinth.

„Wir standen sprungbereit“, so notierte ich damals, als ich als erster der Landtruppen auf einem Beute-Krad zu den Fallschirmjägern am Kanal von Korinth gestoßen war, „als ich zu meinem Entsezer sah, daß meinem Vordermann der Schirm aus der Packung heraushing. Ich reiße ihn an der Schulter herum und brülle: Nicht springen! Nicht springen!“

Er sieht sofort, was los ist, und was macht der Mann? Er packt den Plunder unter den linken Arm und schreit:

„Ich gucke wohl zu, was? und stürzt sich hinaus.“

Ich gab ihn verloren. Aber das Wunder geschah. Sein Fallschirm öffnete sich, und wohlbehalten kam er an.“

Wie Ostkreta genommen wurde

Im Verlauf der Operationen gegen Kreta konnte die im Osten der Insel eingesetzte Kampfgruppe nach neuntägigem heldenmütigem Kampf die Stadt Candia (Iraklion), den Hafen und den Flugplatz sowie die weitere Umgebung besetzen. Damit ist nicht nur die größte Stadt, sondern auch der wichtigste Stützpunkt im Ostteil der Insel Kreta fest in unserer Hand. Darüber hinaus hat der Kommandierende General der griechischen Kräfte im Ostteil von Kreta die bedingungslose Übergabe seiner Truppen angeboten. In tollkühnem Angriffsgeist und harten Kämpfen haben die Fallschirmjäger, unterstützt von den fliegenden Verbänden, die Engländer gezwungen, ihre gut eingebauten Stellungen zu verlassen und ihren wichtigsten Stützpunkt im östlichen Mittelmeer fluchtartig aufzugeben. Seit den Vormittagsstunden des 29. Mai weht über dem Ostteil der Insel Kreta die Sakenkreuzflagge.

In den Morgenstunden des 20. Mai traten auf verschiedenen Flugplätzen Griechenlands Einheiten der deutschen Fallschirmtruppen zum letzten Appell vor dem Einsatz an. Endlich ist es soweit! Der Kommandeur der Gruppe wendet sich noch einmal an seine Männer. Er umreißt mit kurzen Worten die Aufgabe, die der Führer diesmal der Fallschirmtruppe gestellt hat: Kreta! Es gilt, das englische Bollwerk im östlichen Mittelmeer durch einen kühnen Angriff zu nehmen. Jeder dieser Männer, vom 48jährigen Oberst bis zum 18jährigen Jäger, wird sein Letztes einsetzen, um die stolze Aufgabe zu erfüllen.

Auf den Flugplätzen stehen die Transportmaschinen bereit. Während das Bodenpersonal die letzten Vorbereitungen trifft, werden die Ju 52 von den Fallschirmjägern ausgerüstet, die Fallschirme verteilt und angelegt. Zur allgemeinen Freude ist der Musikzug des Regiments erschienen und spielt zum Abschied den Parademarsch und die Hymne der Fallschirmjäger. Die zurückgebliebenen Kameraden helfen beim Anlegen und Überprüfen der Schirme und Waffen und rufen ein letztes „Sals- und Weinbruch!“ zu. Beim Anlassen der Motoren zeigen sich die Schwierigkeiten, die die von der Sonne ausgedörrten griechischen Flugplätze bieten. Eine riesige Staubwolke lagert über dem Platz, aber dank des hervorragenden fliegerischen Könnens der Besatzungen hebt sich Kette auf Kette vom Boden ab. Noch einmal geht es über die griechische Hauptstadt, die uns mit der Akropolis begrüßt. Und dann haben wir das Ägäische Meer erreicht und nehmen Kurs auf Kreta.

Die Kampfgruppe hat den Auftrag, den Flugplatz von Iraklion und die Stadt selbst zu nehmen. Es ist bekannt, daß sich starke britische und griechische Truppen in Iraklion befinden und über eine gute Abwehr verfügen. Der Besitz der Stadt ist für den Gesamterfolg auf Kreta von ausschlaggebender Bedeutung. Sie ist mit 42 000 Einwohnern der Markttort des landwirtschaftlich am besten genutzten Teiles der Insel und liegt verkehrsmäßig besonders günstig. Iraklion ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Sie besitzt neben mehreren Kasernenanlagen einen Flugplatz, den die Engländer zu einem wichtigen Luftstützpunkt im östlichen Mittelmeer ausgebaut haben. Der Hafen hat ebenfalls eine große Bedeutung.

Während des Anflugs über das Ägäische Meer erleben wir das gleiche farbenprächtige Bild wie auf allen Flügen im Mittelmeerraum. Die Inseln des Ägäischen Meeres bleiben unter uns zurück; wir können erkennen, daß dort bereits deutsche Flugzeuge gelandet sind. Erstaunt sieht die griechische Bevölkerung zu uns herauf, denn ein derartiger Luftaufmarsch ist wohl noch nie über sie hinweggebraust. In unserer Maschine herrscht gute Stimmung. Wir wissen, daß die Aufgabe, die wir zu lösen haben, nicht leicht ist. Aber mit diesen Männern, die bereits durch ihre Taten während des Holland- und des Norwegeneinsatzes die Welt aufhorchen ließen, kann man die kühnsten Unternehmen wagen.

Die Einheiten fliegen jetzt ihre zugewiesenen Plätze an. Bis ins Kleinste ist der Einsatz vorbereitet. Immer wieder haben zwischen den Kommandeuren Besprechungen stattgefunden; denn es ist die verantwortungsvolle Sorge der Führung, trotz der schweren Aufgabe den Auftrag möglichst schnell und mit den geringsten Opfern durchzuführen.

Als die Küste Kretas vor uns auftaucht, wird „fertig zum Absprung!“ befohlen. Der erste von uns steht an der offenen Tür der Ju. Eine große Spannung herrscht in der Maschine. Wir warten auf das Absprungsignal. Noch bevor aber das Zugsignal ertönt, zischen leichte Fla-, Fla-MG- und MG-Geschosse an uns vorbei. Fast alle Einheiten springen im feindlichen Feuer. Was hier an tollkühnem Angriffsgeist von den Männern geleistet worden ist, die vor allem am Flugplatz in feindliche Stellungen hinein landeten, vermögen Worte nicht auszudrücken.

Dank der hervorragenden infanteristischen Ausbildung unserer Fallschirmjäger wird man nach kurzem Kampf Herr der Lage. Von den die Stadt umgebenden Höhenzügen aus beherrschen unsere Waffen die ausfallenden Straßen der Stadt. In der Nacht belegt der Engländer unsere Plätze und die Höhenzüge, wo er die einzelnen Einheiten vermutet, mit heftigem Artilleriefeuer. Mutig gehen unsere Spähtrupps gegen die Stadt und den Flugplatz

vor und kehren mit den ersten englischen Gefangenen zurück. Wir erfahren, daß sich die Engländer in diesem unwegsamen Gelände in Höhenstellungen gut eingebaut haben. Als der Sonnenball hervortaucht, entdecken wir, in der Ferne sichtbar, Einheiten der englischen Flotte mit Kurs auf Kreta. Beim Erscheinen von zwei deutschen Fernaufklärern drehen sie jedoch wieder ab und lassen sich nicht mehr sehen. Erst später erfahren wir, daß deutsche Kampfverbände von dieser Einheit mehrere Schiffe versenkt haben.

Am zweiten Einsatztag werden wir durch die Kameraden der fliegenden Verbände unterstützt, die den Flugplatz mehrmals angreifen und dort stehende englische Maschinen vernichten. Im Laufe des Nachmittags werfen Ju 52 für uns Nachschubmaterial, unter anderem Munition und Verpflegung, ab.

Der Kommandeur der Kampfgruppe erteilt laufend an seine Einheiten die notwendigen Befehle und befindet sich mit seinem Gefechtsstand in vorderster Linie. Der Engländer scheint es besonders auf den Gefechtsstand abgesehen zu haben, denn tagsüber belegt er ihn laufend mit Artillerief Feuer. Die 10,5-cm-Granaten schlagen oft in bedenklicher Nähe ein, und es gibt einige Leichtverwundete.

Am dritten Einsatztag trifft in den Morgenstunden ein großer Nachschub an Munition, Verpflegung, Sanitätsmaterial ein. Mit Hilfe unserer MG lassen wir dem Engländer keine Ruhe mehr. Es gelingt ihm nicht mehr, auf dem Flugplatz ungestört zu landen oder ungehindert in seinen Kasernen umherzulaufen. So herrscht im Laufe des Tages eine beiderseitige heftige Gefechts-tätigkeit.

In den Vormittagsstunden erleben wir aber auch noch eine Überraschung. Der Kommandierende General von Iraklion verlangt von einer unserer Einheiten die Übergabe mit dem Bluff, wir seien die einzige kämpfende Truppe auf Kreta. Die Antwort wurde bald darauf mit einem heftigen Stuka-Angriff auf die militärischen Anlagen der Stadt gegeben. Am Nachmittag erscheinen Zerstörer, die sich in schneidigem Tiefangriff die Benzin- und Ölreserven auf dem Flugplatz vornehmen. Die hell lodernden Brände zeigen die ganze Nacht hindurch die gute Wirkung. Laufend wird der Engländer durch unsere Spähtruppen sowie durch weitere Luftangriffe beunruhigt. In Stärke eines Zuges versucht er unsere Stellungen im Rücken anzugreifen, holt sich aber durch unsere Sicherungen, die auf den Höhenzügen stehen, eine schwere Abfuhr. Nach einem kurzen Feuergefecht, bei dem der Engländer fünfzehn Tote zurückläßt, während wir zwei Kameraden verlieren, zieht er sich schnellstens zurück.

In den Morgenstunden des 24. Mai greift eine Hurricane wiederholt unsere Stellungen mit ihren Bordwaffen an, jedoch ohne Erfolg. Um sieben Uhr erfolgen unsererseits harte Angriffe auf die militärischen Anlagen der Stadt und

auf den Flugplatz. Kurze Zeit später erscheinen unsere braven Ju 52 und werfen zur allgemeinen Überraschung Schokolade, Zitronen und Selterswasser ab. Ein freundiges Ereignis bei diesem Klima! Der einzige Brunnen, der uns Wasser spendet, und auf den wir schon seit Tagen angewiesen sind, schmeckt reichlich salzig, da er nahe am Meer liegt und einen sehr tiefen Grundwasserspiegel hat. Tagsüber greifen unsere Kampfverbände mehrmals an, und unsere Spähtrupps kommen immer wieder mit Gefangenen zurück.

Der Nachschub durch die Transportmaschinen bringt vor allem Munition und Sanitätsmaterial. Alle Sorge gilt unseren verwundeten Kameraden. Manche mußten am Westrand der Stadt und am Flugplatz zurückbleiben.

Im weiteren Verlauf der Einsatztage haben unsere Vorstöße gegen den Flugplatz großen Erfolg. Unsere Spähtrupps bewähren sich außerordentlich im Nahkampf und in Bunkerunternehmen. Mehrere gut eingebaute englische Felsenstellungen werden in fühnem Vorstoß genommen und zahlreiche Gefangene eingebracht. Zwei englische Jäger, die es wagen, auf dem Flugplatz zu landen, werden durch die MG unter Feuer genommen. Während sich eine Maschine bei sofortigem Start auf den Kopf stellt, geht die andere Surrricane in Flammen auf.

Am 28. Mai herrscht lebhafte deutsche Fliegertätigkeit über Iraklion. Am Nachmittag greifen starke Verbände den Flugplatz und die Stadt an. Von unserem Gefechtsstand aus beobachten wir, wie die Kampfverbände ihre Bombenlasten abwerfen. Große Brände auf dem Flugplatz und in der Stadt zeigen die Wirkung. In den späten Nachmittagsstunden erreicht uns vom Kommandierenden General der Angriffsbefehl auf Flugplatz und Stadt Iraklion am 29. Mai. Auf einem Bergrücken wird fieberhaft an der Herrichtung eines Landeplatzes gearbeitet. Unter dem Schutz von Zerstörern, die sich später noch einmal auf Stadt und Flugplatz stürzen, gelingt auch dies.

Die in der Frühe des 29. Mai ausgesandten Spähtrupps kommen mit der Meldung zurück, daß der Engländer den Flugplatz geräumt hat. Sofort wird vom Kommandeur das Vorrücken der Einheiten befohlen. Wir sind überrascht. Der Engländer ist in der Tat in aller Stille abgezogen. Unsere schnell vorgehenden Bataillone besetzen sofort den Flugplatz und die Stadt. Die Seekreuzfahnen wehen jetzt über den alten venezianisch-türkischen Bastionen, und soeben landet die erste deutsche Maschine, eine Ju 52. Mit dieser Maschine soll der Kampfbericht in die Heimat gehen und dem deutschen Volk davon künden, daß seinen Fallschirmjägern nichts unmöglich ist. In neuntägigem hartem Kampf haben wir den Engländer von Ostkreta verdrängt.



ADRIATISCHES-MEER

KAPITULATION JUGOSLAVIENS am 17.4.41

KAPITULATION der GRIECH-OSTARMEEN am 9.4.41

AGAISSCHES-MEER

Der Feldzug auf dem Balkan

JONISCHE-INSELN

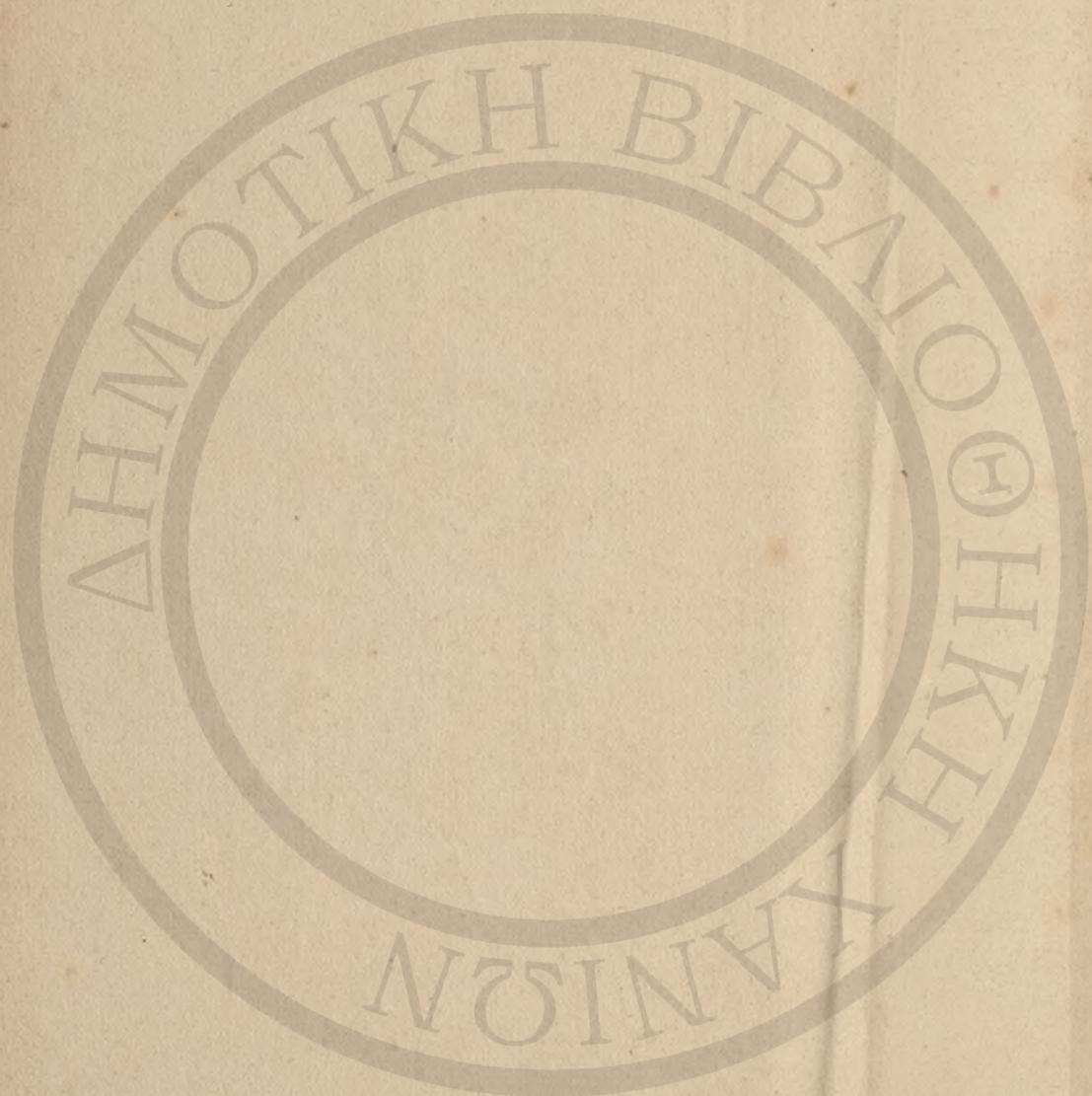
Erläuterung.

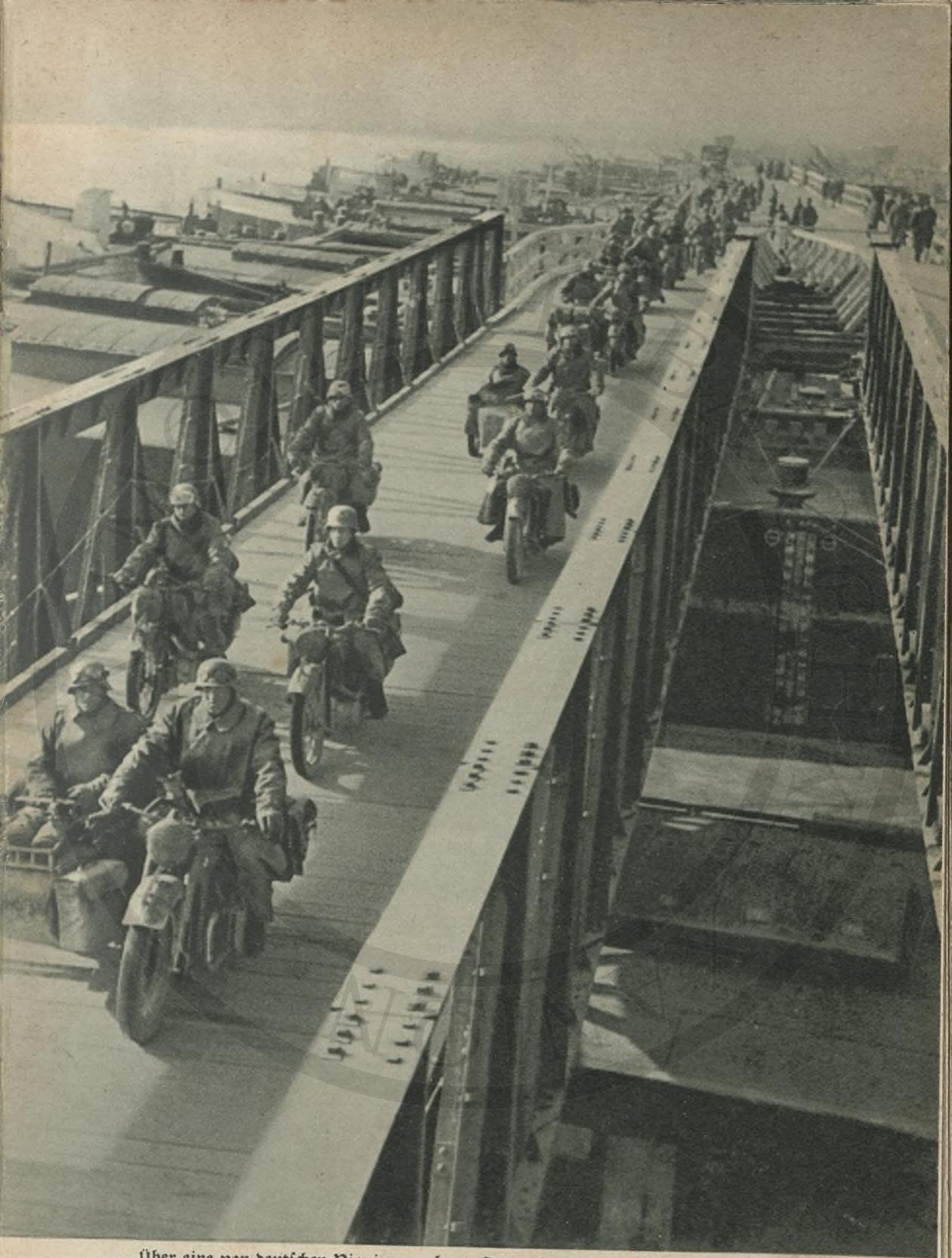
- • Bewegungen vom 6.4.41 bis 8.4.41
- • Bewegungen vom 9.4.41 bis 12.4.41
- • Bewegungen vom 13.4.41 bis 17.4.41
- • Bewegungen vom 18.4.41 bis 22.4.41
- • Bewegungen vom 23.4.41 bis 27.4.41
- • Bewegungen vom 28.4.41 bis 2.5.41

Die Operationen auf der Insel Kreta begannen am 20.5.41 und waren am 1.6.41 beendet

MITTELLÄNDISCHES-MEER

KRETA

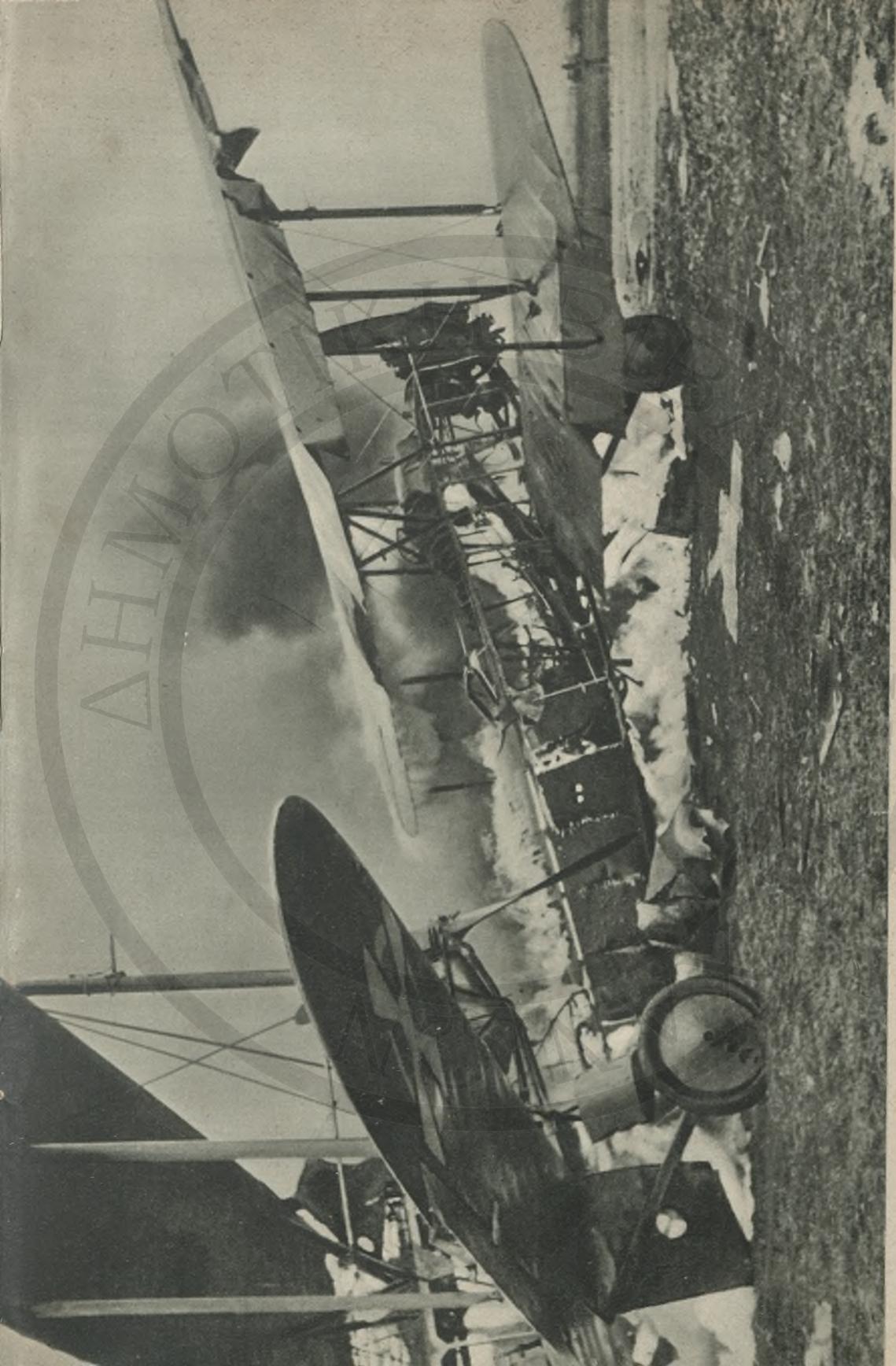




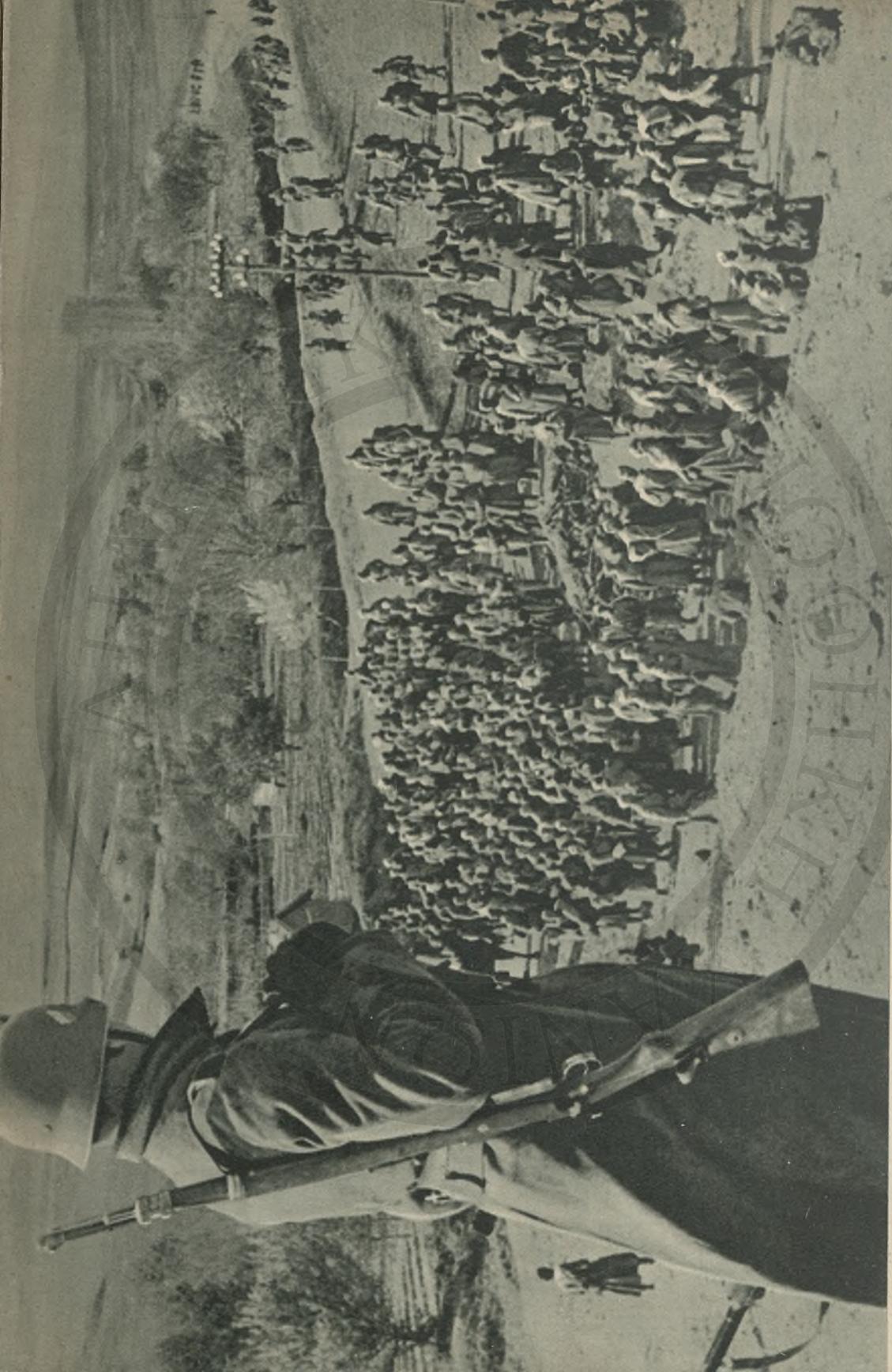
Über eine von deutschen Pionieren erbaute Donaubrücke nach Bulgarien hinein



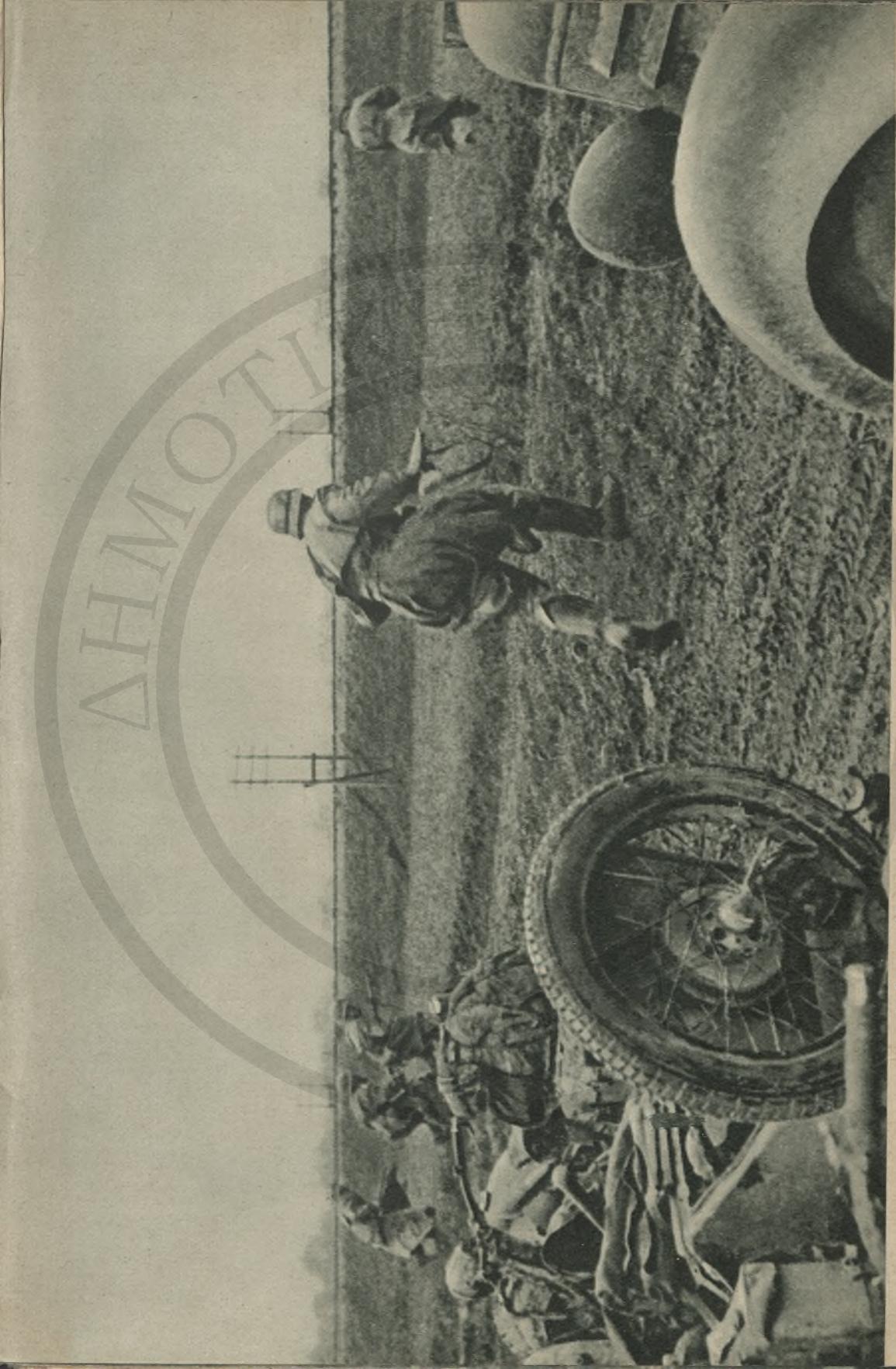
Serbische Höckerperren sind keine Hindernisse für unsere Panzer



Zerstörte serbische Jagdflugzeuge auf einem Flugplatz von Belgrad



Serbische Gefangene: das Ergebnis eines Stukaangriffs



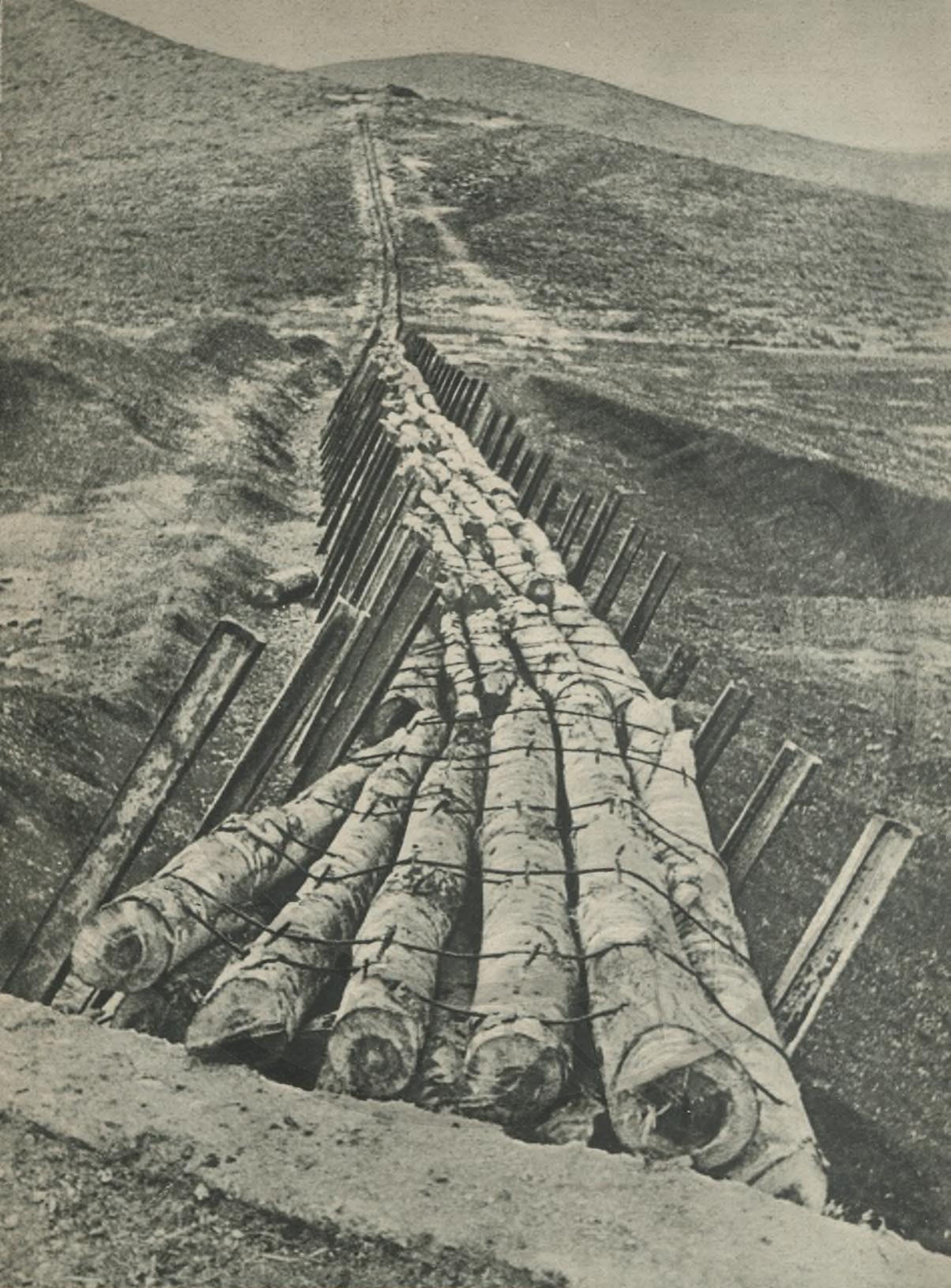
In harten Kämpfen geht es auf Belgrad zu: Kradschützen nehmen einen Bahndamm



Stellungswechsel eines MG im Kampf um die Metarasilinie



Bunker der Metacastlinie nach der Eroberung



Eine der Wegsperrn, die den deutschen Balkanvormarsch nicht aufhalten konnten



Begrüßung der deutschen Soldaten in Saloniki



Pioniere bei der Wiederherstellung einer Vormarschstraße in Jordanienland



Ein deutscher Stoßtrupp findet Unterstützung durch Stufas im Kampf um die Metacastlinie

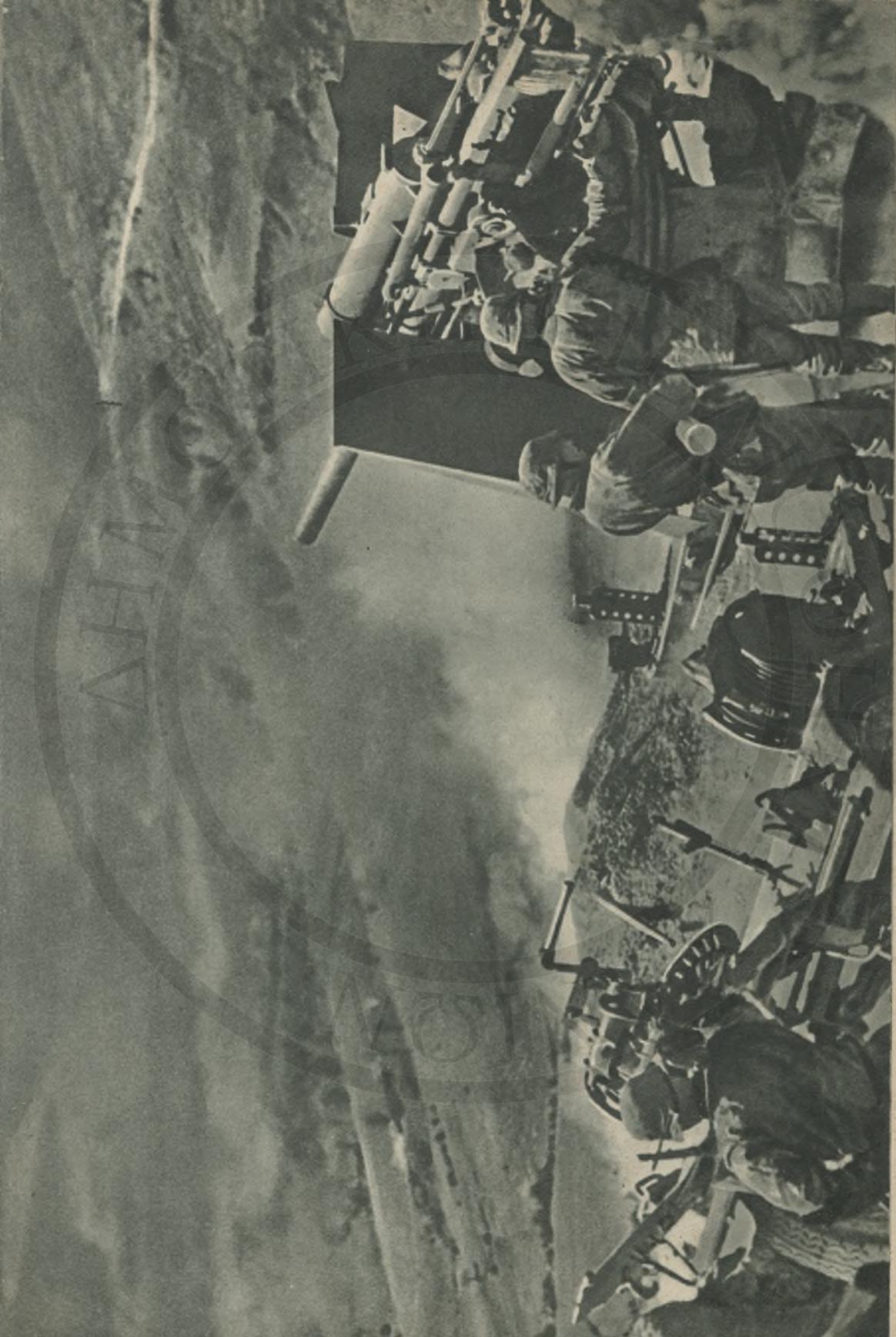


Beziehung eines griechischen Kastells



Deutsche Stukas im Anflug auf die Olympstellungen

[Handwritten signature]



Schwere Artillerie der Waffen-44 bei Verfolgung des Feindes in Griechenland



Ein Stofstrupp der Gebirgsjäger hift die Reichsfriegsflagge auf dem Gipfel des Olymp



Dem Olymp entgegen



Nach der Besetzung des Olymp: deutsches Fla-MG am Fuße des Berges



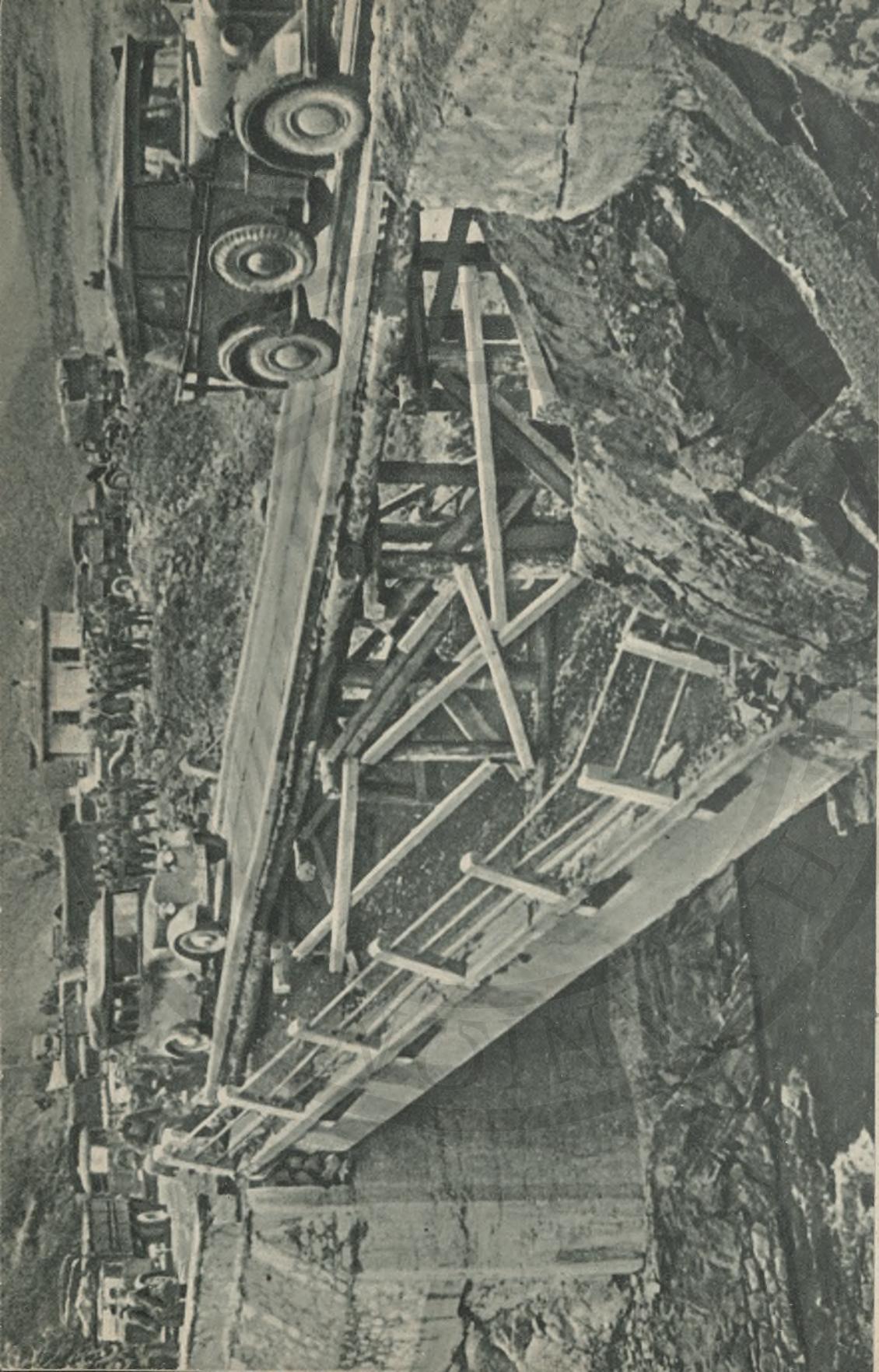
Deutsche Panzer können kein Hindernis



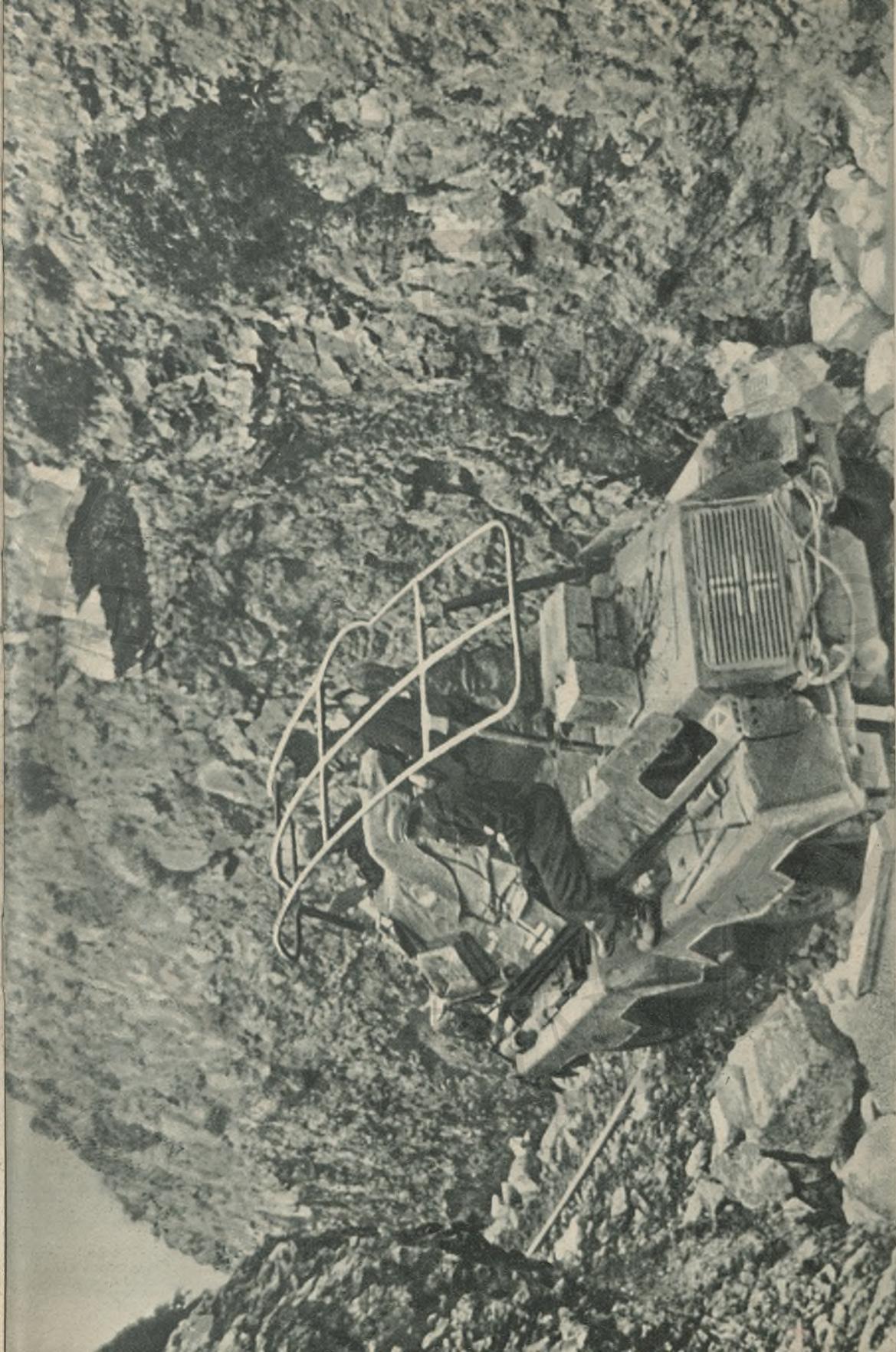
Britische Rückzugsstraße in Griechenland



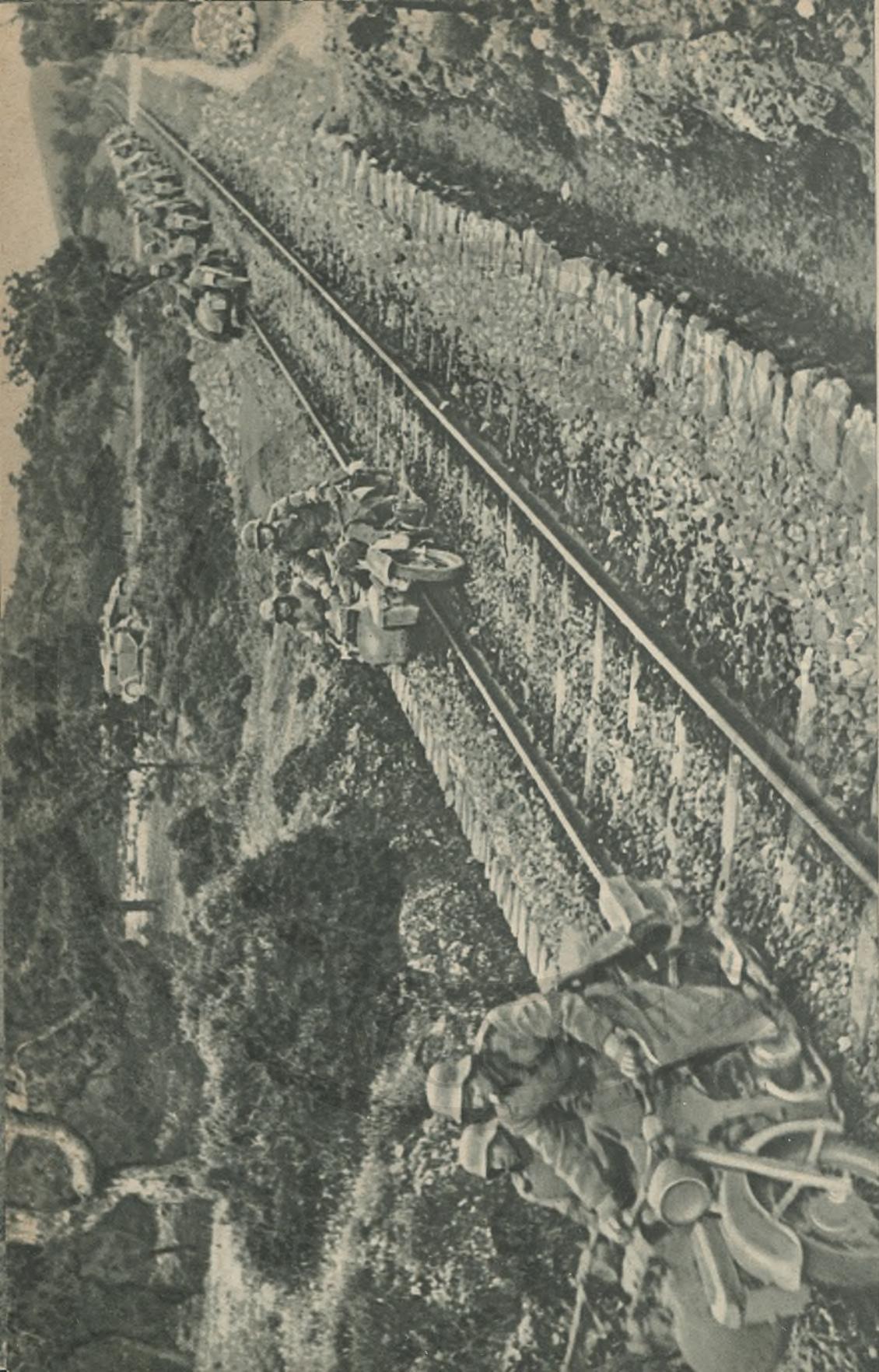
Motorisierte FlaK sichert den Vormarsch der Truppen



Zehelnsbrücke: ein Werk unserer Pioniere in Griechenland



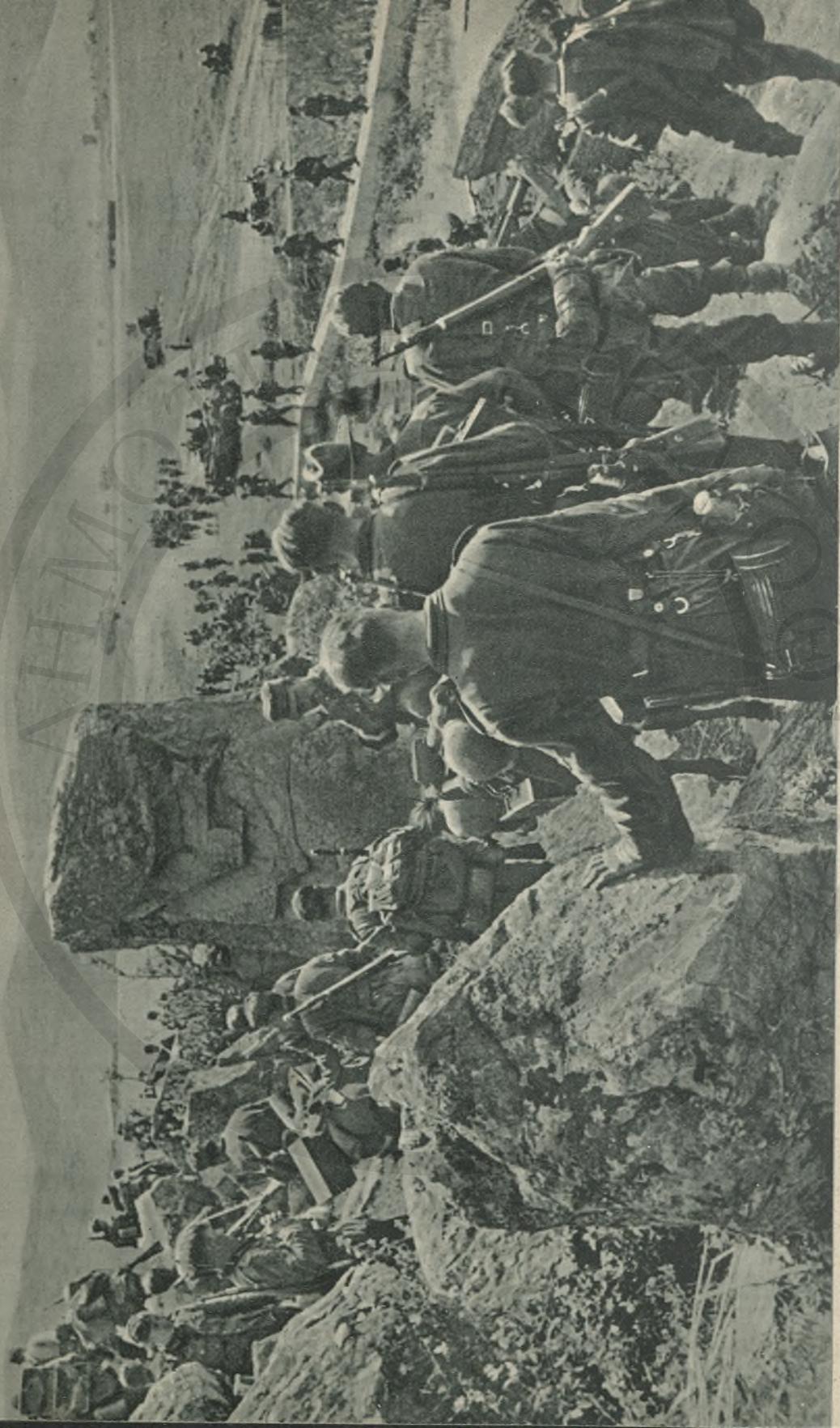
Durch gesprengte Felsen nach Athen



Der Schienenstrang ersetzt die fehlende Straße



Bei Larissa gefangene Australier



Gebirgsjäger im Vorarlberg auf Lärissa



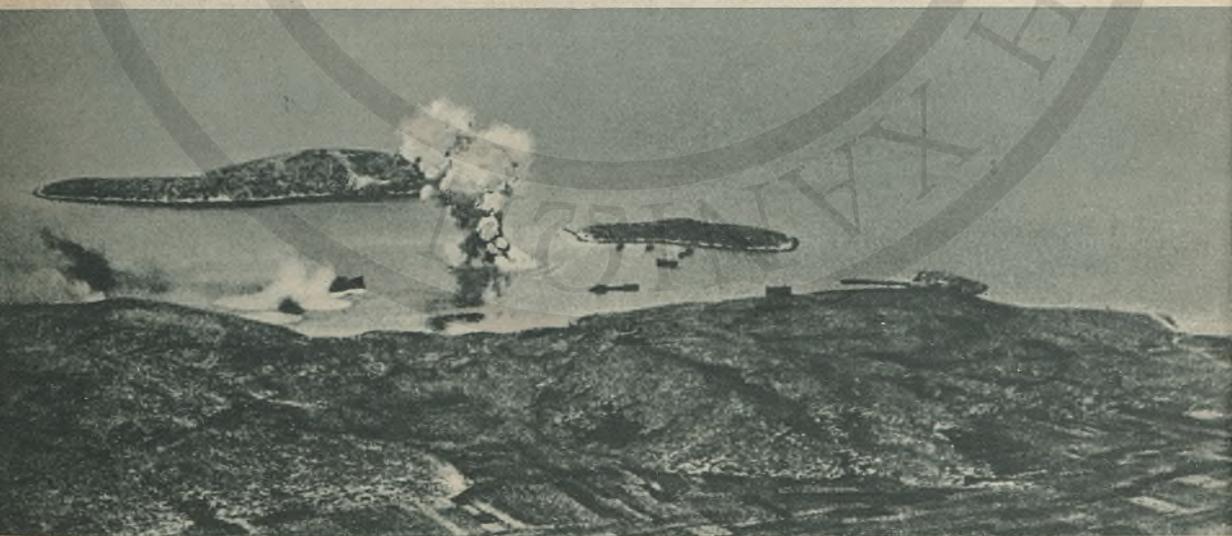
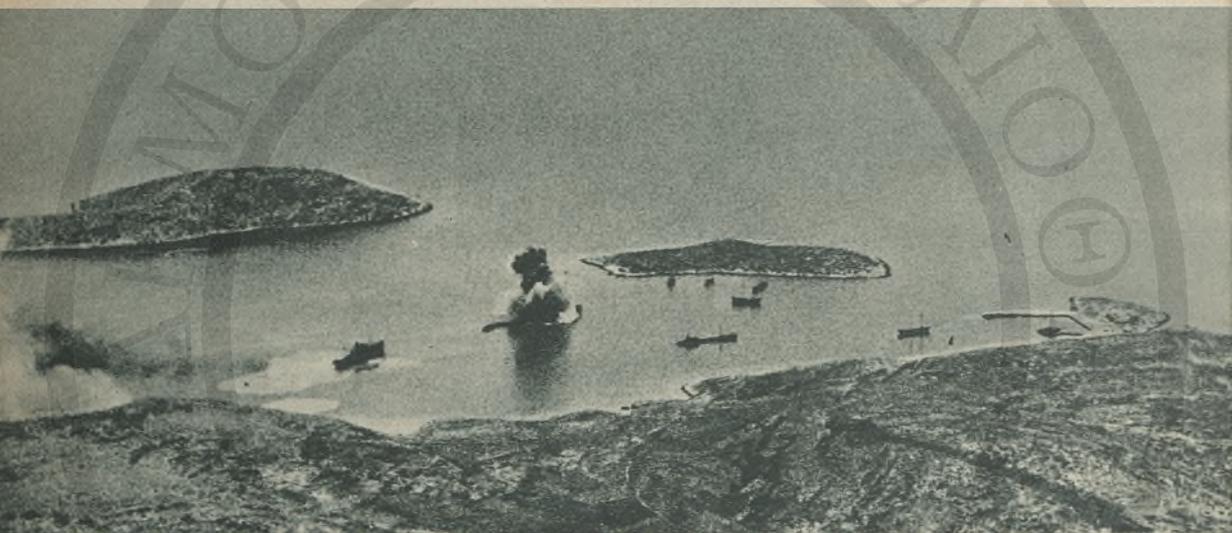
Bei Lariffa werden Truppen übergesetzt



Кавалерия verfolgt die fliehenden Briten im Engpaß der Thermopylen



Stufabomber versenkt einen Tanker an der griechischen Küste

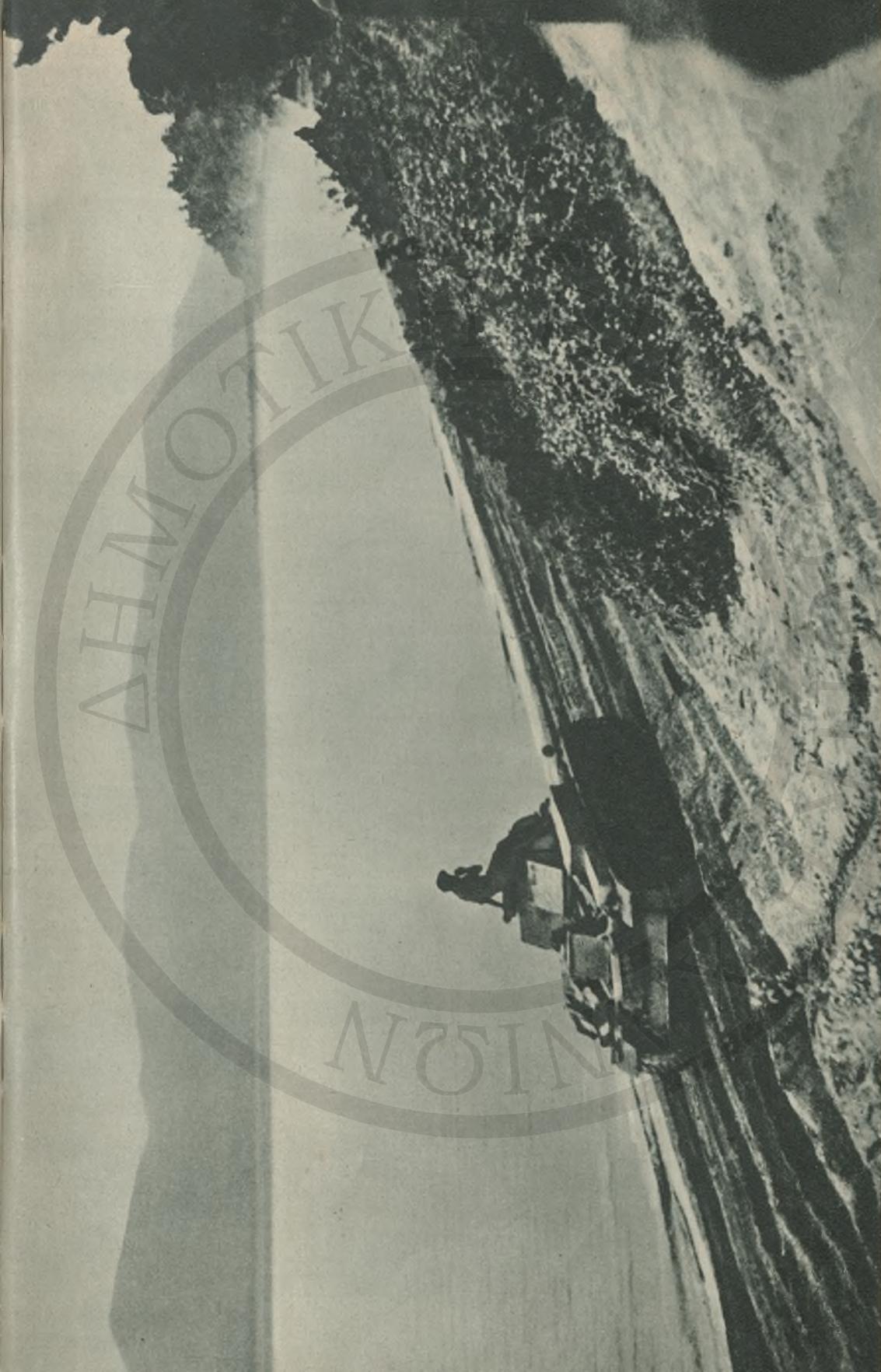




Das Ende eines an der griechischen Küste bei Megalon im Sturzflug bombardierten Tankers



Unter den Zypressen Euböas



An der Küste des ägäischen Meeres entlang in Richtung auf Athen



Blau Jungens auf der Akropolis



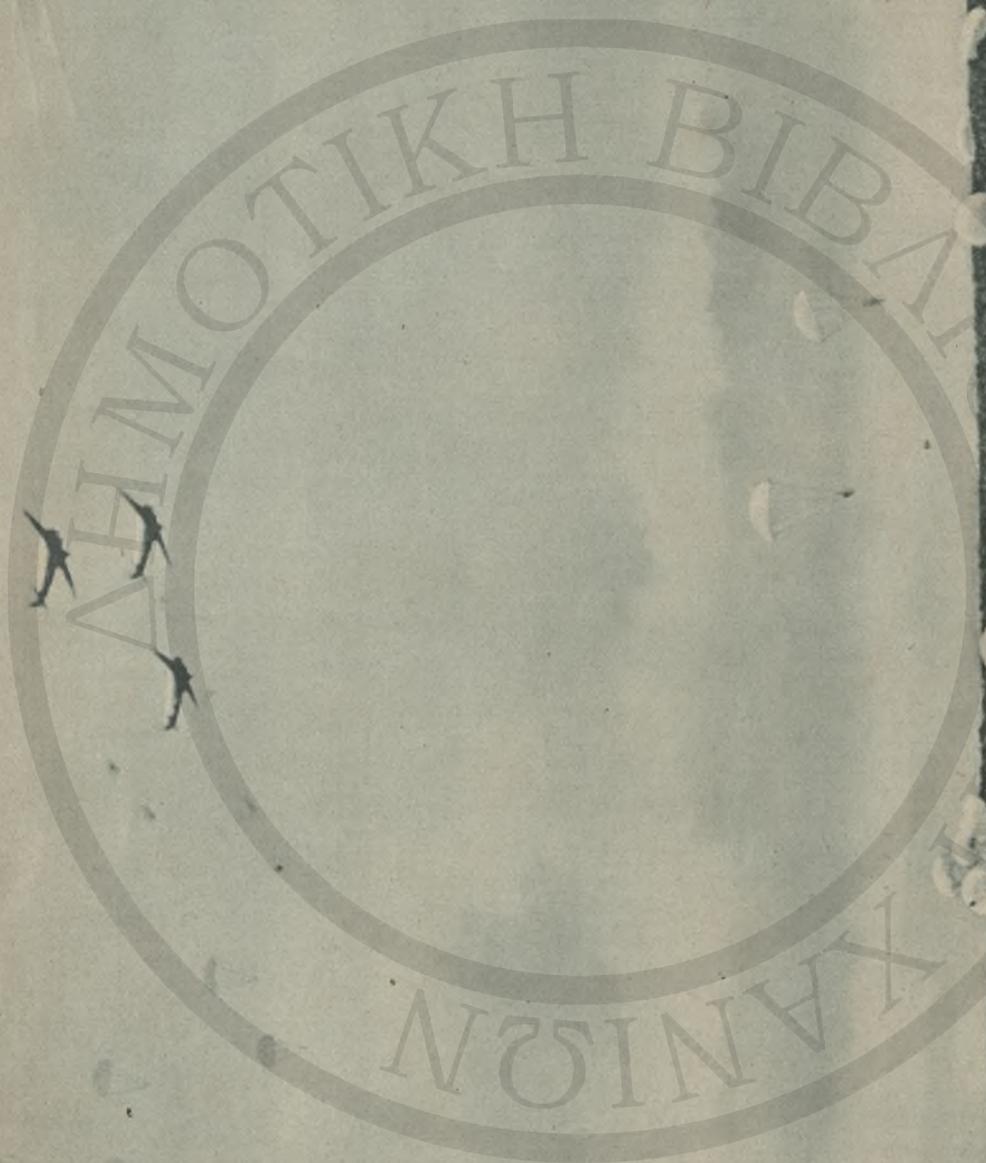
Deutscher und griechischer Posten vor dem Grabmal des Unbekannten Soldaten in Athen



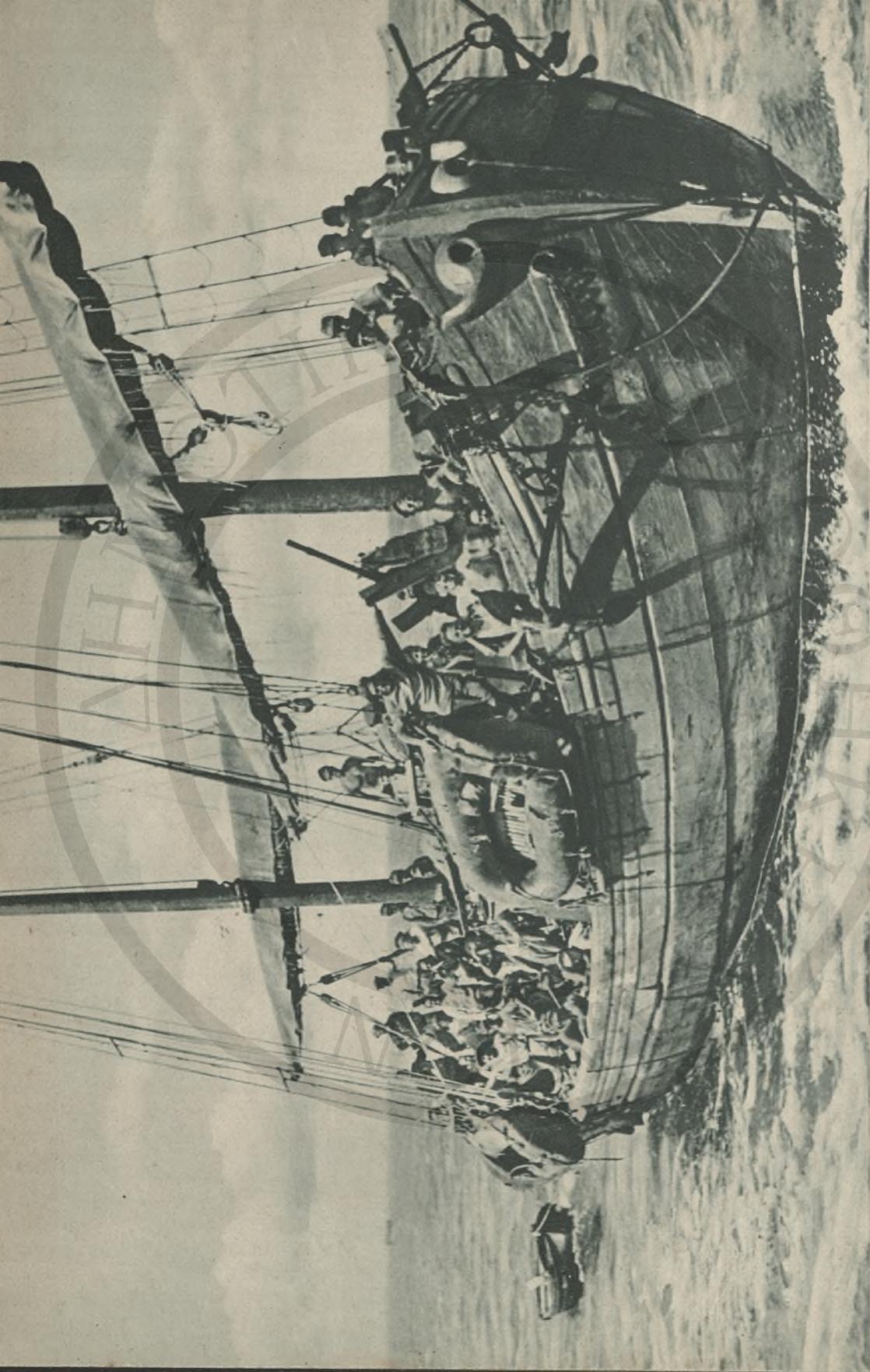
Der britische Kreuzer „Roek“ in der Sudabucht durch Bombenvolltreffer außer Gefecht gesetzt



Der Kanal von Korinth, gesehen durch die Kanzel eines Panzer-auffläters



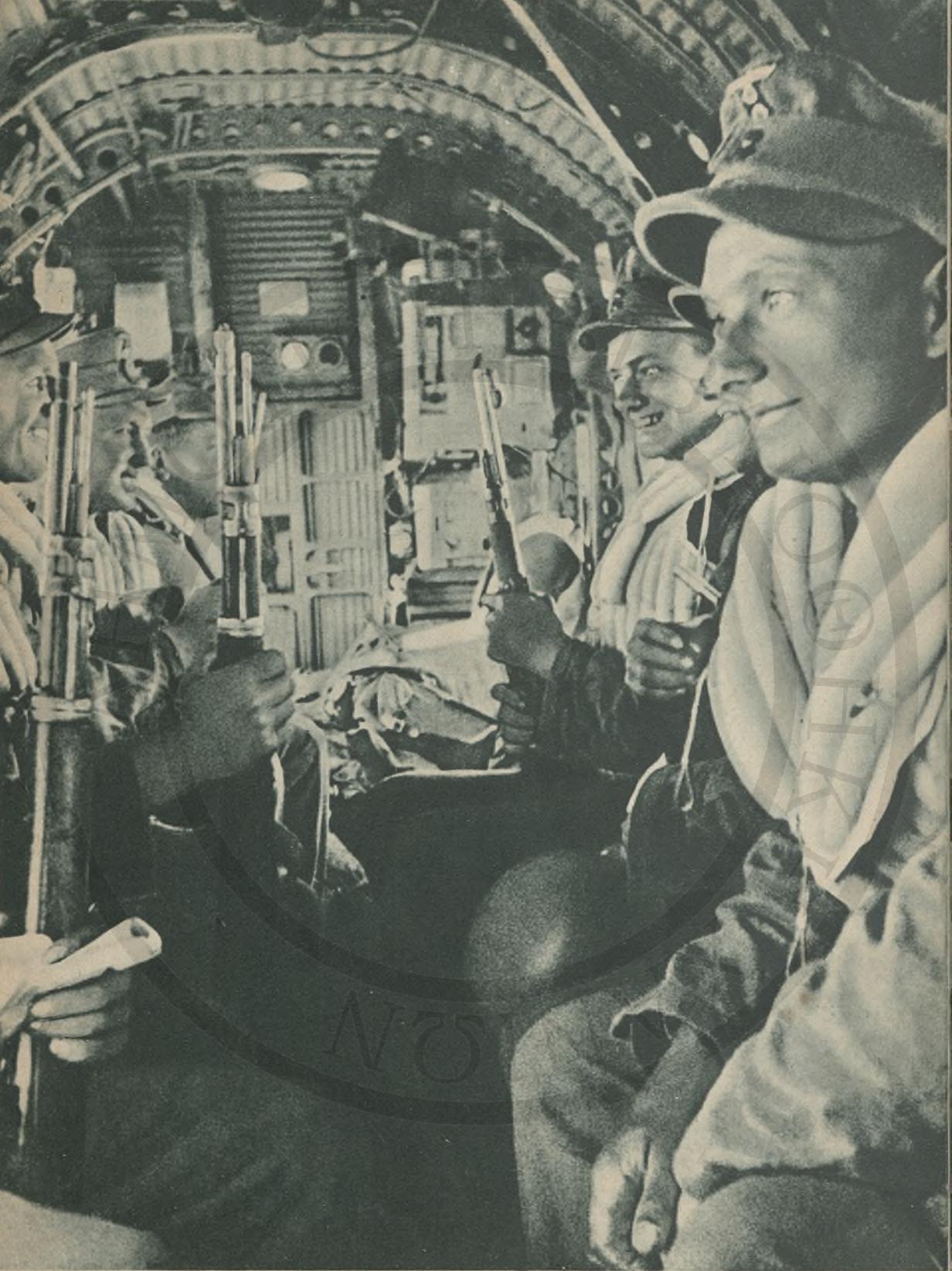
Abprug von Fallschirmägern bei Korinth



Unsere Marine setzt auf erbeuteten Fahrzeugen Gebirgsjäger nach Kreta über



Stukaangriff auf die Sudabucht (Kreta)



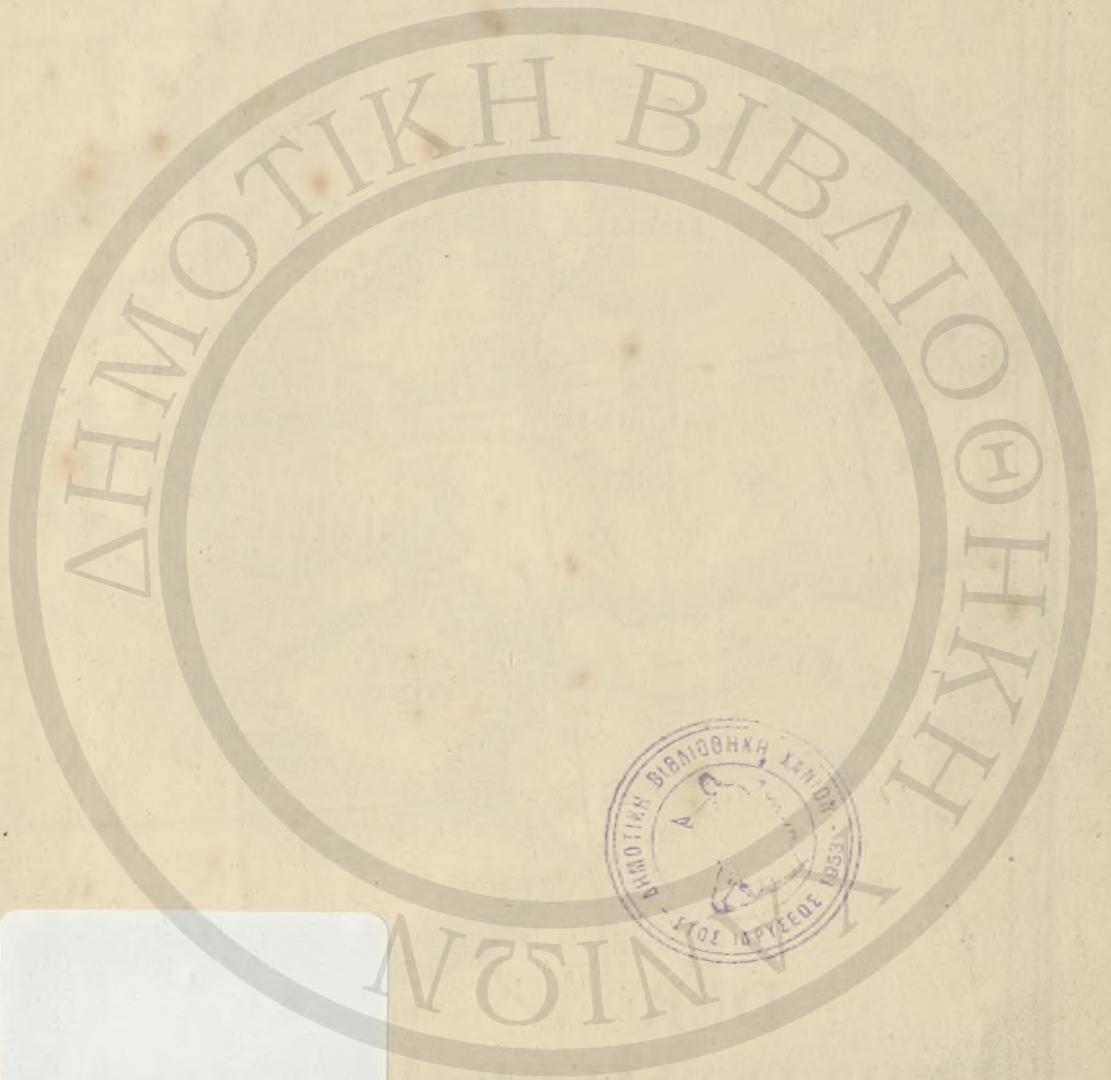
Gebirgsjäger auf dem Fluge nach Kreta



Gebirgsjäger nehmen Verbindung mit den seit Tagen auf dem Flugplatz Irakleion kämpfenden Fallschirmjägern auf



Fallschirmjäger auf Kreta



28-9



DER
(MITTELMEER-)
RAUM

Meißner

